Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien.

Aus dem Englischen übersetzt.

Vierter Band.

Dritte Auflage.

Mit Churfürstl. Sächsischem gnädigsten Privilegio.

Hamburg und Bremen.
Bey Johann Hinrich Cramer. 1772.

Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien.

Die Erzählung.

„Als meine Lehrmeisterin fand, daß sie von dem Grafen um die Manschetten betrogen worden, gerieth sie in einen heftigen Eifer gegen alle fremde Edelleute, die Englischen ausgenommen, von welchen sie gestund, das sie freygebig, ehrlich und gerecht wären. „Gut, sagte sie, Sie sollen morgen zum Lord Spindle gehn; er bezahlt wie „ein Prinz.„ Ein Strom von Thränen verhindert mich, ihr sogleich zu antworten; als ich mich aber wieder erholt hatte, sagte ich

ihr, daß ich mein Unglück vorher sähe; daß ich schon Gewaltthätigkeit erlitten hätte.

„J'en suis ravie,„ sagte sie.

„Aber um nichts und wieder nichts„ sagt ich.

„C'est domage.„

„Und vielleicht finde ich meine verlorne Ehre nicht wieder, so lang ich lebe.

„Hierüber fing sie heftig an zu lachen und sagte, die Ehre eines Frauenzimmers wäre allezeit nach dem Verhältnisse der Anzahl der Eroberungen, die sie gemacht, und der Anzahl der Galans, die sie bey der Nase geführt, gesichert genug; sie für ihr Theil, habe das ganze männliche Geschlecht als ihre Beute, und das Vermögen desselben als ihr Eigenthum betrachtet; und daß, wenn ihr auch einige aus den Händen entschlupft, sie sich an denen reichlich erholt hätte, die in

ihre

ihre Gewalt gefallen wären; daß in diesem Stücke, wie in allen übrigen Arten des Handels, die guten Bezahler, die bösen Schuldner übertragen müßten; und daß, wenn ich an dem Grafen einen Bankerot erlitten hätte, der Lord Spindle mir meinen Verlust ohn Zweifel sehr reichlich ersetzen würde, weil die Umstände meines erlittnen Unglücks völlig zu meinem Vortheile wären.

Canthariden.

„Dieses war ein Plan, davon ich nichts begriff. Es war eine funkel nagel neue Art zu schliessen, welche der gesunden Vernunft zu widersprechen schien.

„Ich sehe, fuhr sie fort, Sie verstehn mich nicht; kommen Sie aber nur in mein Putzzimmer, da will ich Ihnen, indessen daß ich ein wenig Carmin aufsetze, das Geheimniß erklären.„

„Sie müssen wissen, mein Kind„ sagte sie, als wir die Treppen hinauf gingen, „daß Lord Spindle schon seit einiger Zeit Cantha-riden genommen hat; und daß solche itzt gar keine Wirkung mehr thun wollen. Nun, sehn Sie, sagte sie, ihr gehabtes Unglück erleichtert . . .

Das Putzzimmer.

„Ich sage, wenn Sie dieß Unglück nicht erlebt hätten, was würde daraus erfolgt seyn? ... Wahrscheinlicherweise würden Sie sich noch in einem vestalischen Zustande befinden.... Ich sage bloß deswegen wahrscheinlicherweise, weil ich eben nicht wünsche, alle Geheimnisse eines jungen Frauenzimmers zu wissen; und dann, in Betracht, daß Lord Spindle gänzlich an Kräften erschöpft ist, wäre es ihm nicht möglich gewesen, wie Alexander den gordischen Knoten, den Knoten des Gürtels zu zerhauen; oder auch ... (hier ward sie durch die Dazukunft des Aufwartmädchens unterbrochen, welchem dieser Theil ihres Nachttisches ein tiefes Geheimniß war) ... da aber die Sachen so gelegentlich gekommen sind, so ist nach aller Vermuthung Ihr Glück gemacht, wenn er nicht noch vorher stirbt, ehe er ....„ (von neuem unter-

unterbrochen) „für Ihren Unterhalt gesorgt hat.„

„Durch ein Codecil, meynen Sie gewiß, sagt' ich.

„So mein' ich.„

Wieder hinunter.

„Als sie mir diese Geheimnisse unter vier Augen anvertrauet hatte, und die rothe mit ein wenig weisser Schminke (das ist aber ein grösser Geheimniß, als alles Uebrige, und ich hätte es nicht ausbringen sollen) gehörig angebracht war, gingen wir wieder hinunter ins Vorzimmer.

Das Steigen und Fallen im menschlichen Leben, sagte sie mir im Hinuntergehen, wäre bey unsrer Profeßion so häufig, daß ein kluges Frauenzimmer die größte Aufmerksamkeit darauf verwenden sollte; daß sie aber hofte, wenn mirs mit dem Lord Spindle nicht misglückte, ich mit sehr wenigen mein Glück gemacht haben würde.

Das Bon Mot.

Eine Französin, von was für Stande sie auch seyn mag, wird schwerlich eine Gelegenheit vorbey lassen, wo sie ein Double entendre anbringen kann; und als sich hier, so gleichsam von selbst eine anbot, so wars gar nicht zu verwundern, daß sie ihren Witz fliessen ließ.

Ein Bon Mot ist wörtlich übersetzt, ein gut Wort Wir pflegen zu sagen: ein gut Wort findet immer eine gute Stelle; ob dieses bey uns allemal zutrift, weiß ich nicht; bey den französischen Damen fehlt es aber fast niemals. . . . Man hat mir von einer Figurantin bey der Opera comique erzählt, daß sie vier Eroberungen gemacht habe, mit einem einzigen mon *** . . . Sie verlohr dabey einen Stern durch den Ausdruck, das ist wahr; aber vier Sterne waren der Gegenstand, und jeder ein Ritter vom Heiligengeistorden.

Ich könnte einen ganzen Band von der Schande voll schreiben, welche sich Ritter von solch einem Orden zu ziehen, wenn sie sich zu Rittern einer Figurantin aufwerfen, die eine eben so grosse * * * * ist, als jemals eine auf zwey Füssen getanzt.

Aber es ist unter mir, auf Ritter neidisch zu seyn, ... waren es auch Ritter von den zwey rothen und zwey schwarzen Königen ... auch nicht auf Frauenzimmer, sie mögen leben, wovon sie wollen.

Lord Spindle.

Wer kennt nicht den Lord Spindle? Sollte aber ein Leser seyn, dem er unbekannt wäre, dem will ich eine kurze, ganz kurze Geschichte davon machen.

Seine Lordschaft stammte von einer alten Familie, die in dem nördlichen Theile von England grosse Güter besaß. Von seinem Oncle, der ohne Kinder starb, erbte er noch in seiner Minderjährigkeit, als er das ein und zwanzigste Jahr erreicht, den Titel und das Vermögen. Er war schon drey Jahre vorher sein eigner Herr, und unter keiner andern Aufsicht, als der Aufsicht eines Hofmeisters, der ihn auf seinen Reisen durch Europa begleitete; der aber, anstatt irgend eine von seinen bösen oder unordentlichen Neigungen zu beugen, solche beständig stärkte; weil er dabey Gelegenheit hatte, seinem eignen, natürlichen Hange zur Liederlichkeit zu folgen; und über dem allen noch seine Rechnung dabey fand.

fand, diese Unordnungen gut zu heissen, weil er nicht allein allen übermäßigen Profit beym Einkaufen mit den Verkäufern theilte, sondern sich so gar von dem, was seiner Lordschaft die Maitressen abzwackten, reichlich zehnten ließ.

Eine solche Erziehung konnte nicht fehlen, alle Früchte der Zügellosigkeit und Schwelgerey hervor zu bringen. Als Se. Lordschaft mündig ward, fand er, daß er sich in ein Hunderttausend Pfund Schulden hinein gearbeitet hatte, und der erste Schritt, den er zu thun sich gemüßiget sahe, war, seine Güter für eine ähnliche Summe zu verpfänden.

Sein Hofmeister, der nunmehro in seinen Korkzieher verwandelt, und aus seinem Führer sein Spührer geworden war, gab ihm den Rath, sich zu vermählen, und dadurch die Scharte wieder aus zu wetzen, die er seinen Glücksumständen versetzt hatte. Die

Gelegenheit fand sich bald: die Mackler trieben eine reiche bürgerliche Erbin auf, welche gegen einen Titel und eine adeliche Verwandschaft barrattirt wurde. Eines Ostindischen Actienhändlers Tochter, mit zweymal hundert tausend Pfund, hatte hinlängliche Reizungen für Lord Spindle. Der Kauf wurde geschlossen, die Police unterzeichnet und die Abliefrung geschah in weniger als drey Monaten.

Se. Lordschaft hatte bald darauf Veranlassung einzusehen, daß es sein Vermögen nicht allein gewesen, das durch seine Schwelgereyen gelitten, sondern daß seine Gesundheit, Verhältnißmäßig, noch mehr dabey zu kurz gekommen. Mit einem Worte, seine Aerzte riethen ihm, als das einzige Mittel, das ihm noch wieder helfen könnte, eine Reise nach Montpellier zu thun.

Dürfen wir noch wohl fragen, wie es mit Lady Spindle ging? Sie kehrte um zweymal hun=

hundert tausend Pfund schlechter am Beutel, und vielleicht um eben so viel Millionen an der Gesundheit, nach ihres Vaters Hause zurück. Es kam bald darauf zur Ehescheidung, . . . und Se. Lordschaft genas . . . doch ging es nicht ohne einige scharfe chirurgische Operationen ab, welche ihn lebenslang mit Schmerzen an die gutwilligen Schwestern Italiens erinnerten.

Sein ehrlicher Hofmeister blieb sein treuer Begleiter, und tröstete ihn mit alle der Beredsamkeit, auf die er sich besinnen konnte. Er hatte, so wenig ers auch vorher geglaubt haben mochte, das System von der Prädestination angenommen, weil er fand, daß sich seine itzigen Lehrsätze darin am besten fügten. Er bewieß Sr. Lordschaft, daß jeder Mann geboren sey, eine gewisse Anzahl Trübsale zu haben, so gut als jede Frau eine gewisse Anzahl Kinder; also, je eher man solche bekommen, je besser sey es.

Man konnte dem Lord Spindle eben keiner gar zu grossen Verstandstiefe, oder einer List und Schlauigkeit, das Lahme in einer Schlußfolge zu entdecken, beschuldigen. . . . Ein bißchen Sophysterey konnte man bey ihm für baare Logic anbringen, und wenn er solche von seinem Hofmeister mit einem dogmatischen Tone vortragen hörte, so ließ er sichs nicht einfallen, die Richtigkeit eines Vordersatzes zu läugnen; dergestallt, daß der folgende Syllogismus Se. Lordschaft dahin brachte, alle seine Liederlichkeiten, in die Länge und Breite, so weit sein Vermögen reichte, wieder vorzunehmen;

Major.

Jeder Mann ist geboren, seine gewisse Anzahl Trübsale zu bekommen.

Minor.

Ew. Lordschaft haben schon mehr gehabt, als irgend ein Mann von Dero Alter:

Ergo

Ergo:
Haben Dieselben desto weniger zu erwarten.

Wenn ein Mann erst nach Syllogismen sündigt, so ists kein Wunder, wenn ihm die Peccadillos süß und leicht sind! Sr. Lordschaft Willen in Gang zu bringen, dazu brauchte es freylich nicht so vieler Sophysterey; es gehörten aber viele Reitzungen dazu, ihn in den Stand zu setzen, seine Begierden zu erfüllen.

Pedagogus (denn so will ich diesen Spührführer nennen) hatte von den meisten Wissenschaften ein wenig oben weggeschöpft; und da er in seiner Jugend ungefähr eben so ausgelassen gelebt, als sein ehemaliger Untergebner und itziger Herr: so hatte er sich aus Sparsamkeit ein wenig auf die Medicin gelegt, wenigstens auf den Theil, den man nach der Mutter des Liebes Gottes zu benennen pflegt. Er wußte aus eigner Erfahrung, wie man das unangenehme Gefolge, welches ge-

wöhnlich diejenigen begleitet, die der cypri-
schen Göttin opfern, einladet, oder entfernt.
Er war nunmehro hierüber Sr. Lordschaft
Ceremonienmeister, so wie er vordem sein
eigner gewesen, und vielleicht bis auf diese
Stunde noch mit dabey war.

Der

Der Rathmann und die Schildkröte.

Der sinnliche Wollüstling überlegt oft nicht, wie sehr die Sättigung seines erkünstelten Hungers seiner Gesundheit schaden kann; und ein Aldermann, der seine drey Pfund Callipash und Callipee (*) zu Magen bringt, denkt selten an die schädliche Wirkung der sechs Unzen von cayenischen Pfeffer, die zu der Dosis verbraucht worden. Indessen hat doch auch das Nostrum einst einen Rathmann von ein paar Hörnern gerettet, und hat sonach seine Tugenden.

Herr Skate war seit zehn Jahren verheyrathet, . . war ein Mann von Geschäften . .

(*) Der Zusammenhang zeigt, daß dieses zwey vorzügliche Gerichte von den vielen seyn müssen, welche die Engländer aus einer Schildkröte zu machen wissen. Sollte ein Schmauser unter den deutschen Lesern seyn, der sich mit seinen Gedanken nicht bis zu einer Schildkröte schwingen könnte: der mag sich mit einem Schweser Ragout mit Hahnenkämmen behelfen. Anmerkung des Uebers.

verstund seinen Handel, . . . und wenn man an der Börse nach ihm fragte, war stets die Antwort: Der Mann ist gut. Madame Skates war nicht völlig dieser Meynung. Sie brachte ihm fünftausend Pfund zu, (welche er freylich schon bis auf dreyssig verbessert hatte) und glaubte also ein Recht auf gewisse Attentions zu haben. Herr Skate, als ein erwerbsamer Mann, ging fleißig zu seinen Kränzchens, legte sich spät nieder und stund früh wieder auf; . . . „Weniger Geld und mehr Liebe„ pflegte Madame Skate täglich zu sagen. „Warte nur, mein Schatz, bis ich meinen „Avanz auf fünf Nullen hinter einer Zahl „gebracht habe, so will ich den Handel ange„ben und nichts anders vornehmen, als dich „lieb haben„ . . Ey, ja, das ist gut genug, war so ihre Antwort, aber dann sind Sie wohl schon zu alt, Herr Skate, und wozu nützt der Reichthum, noch irgend sonst ein Ding in der Welt, wenn

mans

mans nicht brauchen kann? Für die Frau eines Kauf- und Rathmanns war diese Logic gut genug, und wohl so gut, als Pedagogus seine.

So ungefähr stunden die Sachen in dieser Familie, deren Geschäffte und Pflichten Herr Skate sehr treulich alle, bis auf eine, ausrichtete und erfüllte . . . als Madame Skate, nachdem sie den Doktor über einige Zweifel wegen des Eheknickens zu Rathe gezogen, ihn auf den andern Morgen um zehn Uhr, wenn Herr Skate nach dem Zollen gegangen wäre, zu sich bestellt hatte, um den Doktor zu überzeugen, daß er sie überzeugt habe. Zum grossen Glück aber für Herrn Skates Ehre, und zum noch grössern Glück für Madame Skates Tugend, war Herr Skates den Tag auf einem Schildkröten Gastgebot in des Königs Wappen.

Die Folge.

Die Folge ist für jeden ehrlichen Mann, der seine Geschäfte, zuweilen Gelegenheit zu einem Gastmale, (es sey nun auf Schildkröten, Austern, Artischocken, Schweser oder auch nur aufgefüllte Sillerköpfe,) und eine Frau hat, die keine Herrnhuterin ist, und doch mit Gewissensscrupeln geplagt wird, so wichtig, daß ich solche nur gerne besonders betrachten muß.

Herr Skate war auf einem Schildkröten Gastgebot in des Königs Wappen.

Diese Worte sollen mir zu einer sehr moralischen und practischen Betrachtung Anlaß geben.

„Es ist bekannt, meine hochzuehrende Anwesende, daß das Schildkröten Fleisch ein herrliches Leckerbißlein sey; welches zugleich

die

die gar vortrefliche Eigenschaft und Tugend hat, daß es, wenn es mit cayenischem Pfeffer und nahrhaften Brühen, erhöht, versetzt und zubereitet worden, die kälteste Constitution erwärmen und stärken kann. Wenn wir dabey zugleich nicht unbemerkt lassen, meine hochzuehrende Herrn und Gönner, wie wenige von ihnen, mit ein, zwey oder drey Glas altem oder feinem Wein in Feindschaft leben, und . . . wie sehr ein dergestalt gewürztes Gericht dem Tischweine Geschmack giebt: so ist es keinesweges etwas, worüber sich jemand zu verwundern hat, daß von einem solchen Male die Gäste sehr guter Dinge zu Hause gehen.„

„Das war eben der Fall mit dem Herrn Skate: . . Er hatte vergessen, daß das Banko den Tag um ein Achtel gestiegen, und daß er gestern einen starken Posten verkauft: er hatte vergessen, daß er aus dem Zeitungs Comtoir eine geheime Nachricht erhalten, die er sich erst zu Nutze machen könnte, ehe sie

öffentlich bekannt würde: er hatte sogar die Nachricht vergessen, daß ein Schiff verlohren gegangen, auf welches er funfzehnhundert Pfund gezeichnet hatte. Die Schildkröte, der cayenische Pfeffer, der gute Tisch- und feine Wein wirkten so mächtig, daß sein Herz sich ausdehnte, sein Gemüth fröhlich ward, und ihm nichts im Sinne lag, als Madame Skate.„

„Madame Skate begann um zwey Uhr des Morgens zu bereuen, daß sie den Doktor zu sich bestellt hätte. . . „Hätte doch der gute Skate erst seine fünf Nullen hinter der Zahl in seinem Avanz; ich hasse das Ehebrechen, und wollte an kein Ehebrechen, ja nicht einmal an das Ehebeugen denken!„

„Die Glocke Zehn kam herbey, und mit ihr „der Doktor. . . . Himmel, lieber Mann! „Sie schlafen ja lange: . . Wissen Sie, was „die Glocke ist? . . . Schon Zehn; in Wahr„heit!„

„Hiemit

„Hiemit schlief sie wieder ein; . . . träumte aber vom Doktor; . . . Seine weisse Hand kam ihr immer vor; wie sanft! . . . und sein eignes krauses Haar, wie es ihm allerliebst zu stund! . . .

„Was gehts mich an! . . . Noch ein „Glas aus Ihrer Bouteille, Herr Allspice, „es ist ein excellenter Wein. . . .

„Hoho! was ist das? . . . Er träumt. „Ich muß ihn nur wecken, sonst schläft er, „wer weiß, wie lange!„

„Warum weckt mich mein Schatz? . . . „Mir träumte, ich hätte fünf Nullen hin„ter einer Zahl in meinem Avanz, und war „so glücklich als ein Prinz.„

Herr Skate stund auf, kleidete sich aber nicht an; . . . Er legte sich wieder auf seine Seite und schlief bis Mittag. . . .

Der Doktor ärgerte sich über die Nase, die man ihm nach seiner Meynung angedreht hatte, und wenn Herr Skate zu einem Schildkröten Gastgebot eingeladen wird, so streichelt ihn Madame Skate über die Wangen und sagt: Sie müssen ja hingehen, mein Engel!

Der Hofmeister.

Sie wird schon sorgen, daß er nicht weg bleibt; wann ich aber nicht sorge, daß wir bald wieder zu unserm Pedagogus kommen: so können sie, da wir ohngefähr wissen, wie er und sein Lord, so allen Fleisses zu Werke gehn, uns durch die Finger schlupfen, und in die Elisäischen Felder fallen, ehe wir mit ihnen fertig sind.

Mich deucht, ich sagte zu letzt von ihm, daß er seines Herrn Ceremonienmeister war, und seinen Herrn reitzte, Besuche zu wünschen, und gerieth dadurch auf den Schluß: daß der sinnliche Wollüstling selten überlegte, wie sehr die Sattigung seines erkünstelten Hungers seiner Gesundheit schaden könne.

Wenn man bedenkt, was Pedagogus, als Korkzieher des Lord Spindle, für ein weiches Polsterleben führte, und, welches freylich wohl eher hätte angemerkt werden

sollen:

sollen; daß er auf niemand in der Welt sonst rechnen konnte: so sollte es einem fast ein wenig wunderbar vorkommen, wie er Systeme anbohren, Lehrsätze ausstreuen und Recepte verschreiben konnte, die dem zarten Gewebe des Körpers Sr. Lordschaft so höchst schädlich waren; worauf ich aber in eilf Worten antworte;

„Sein Herr hatte ihm in seinem Testa„mente drey tausend Pfund vermacht.„

Ich bin desto sorgfältiger, die genaue Zahl der Worte, welche drey tausend Pfund werth sind, anzuzeigen, weil leider die grössesten Kunstrichter sehr geneigt sind, über solche wichtige und wesentliche Genauigkeiten hinzusehn; Ja, so gar ein Reviewer hat wohl ehedem gesagt, mit einem Worte, und hat ein Schock hingeschrieben. Der Aufmerksamkeit eines Scholiasten sollte nichts von dem entwischen, was für die Kritik gehöret.

Beschluß der Geschichte.

„Der leibhafte Lord Spindle, ich kann „Sie versichern.„ . . . „Ich dachte „ich kennte meinen Mann; . . . „Aber, ich bitte, fahren Sie fort.

„In seiner Lordschaft Hause empfing mich Herr Pedagogus, welcher mich bey der Hand nahm, solche sehr sanft drückte, mich dabey schmachtend ansahe, und sagte: Ich weiß nicht, ob Mylord heute im Stande seyn möchte, Sie zu sprechen. . . . Sollte er heute nichts von ihrer Waare brauchen, so will ich ihnen alles abkaufen, was Sie bey sich haben.

Ich sagte, es thäte mir leid zu hören, daß Mylord sich nicht wohl befände, und wenn er heute nicht zu sprechen wäre, wollte ich ein andermal wieder kommen.

„Nein, mein schönes Kind, sagt er, sprechen kann er Sie, aber . . .

Se. Lordschaft schellete für Chocolate, die er im Bette nahm; und als ihm gesagt wurde, daß ich da sey, ließ er mich hinein kommen. . . . So, wie er den Vorhang zurück zog, bekam ich eine äusserst abgezehrte Gestalt zu sehen, die sich besser zu einem Liebhaber für die Königin Dido zu schicken schien, als für eine Pariser Putzkrämerin. Dem ungeachtet sagte er mir allerley artige Sachen vor, . . . kaufte mein kleines Magazin auf einmal, . . . und sagte, er möchte mich selbst kaufen, wenn sein Vermögen so weit reichte. Worauf er seine Börse aus den Taschen seiner Beinkleider hervorsuchte, mir solche in die Hand drückte, und . . .

. . . Ich will nur noch so viel hinzusetzen, daß ich noch eben so geschickt war, das heiliche Feuer der Göttin Vesta zu unterhalten, da ich Se. Lordschaft verließ, als da ich hinein ging.

„Er bat mich, ich möchte in drey Tagen wieder vorsprechen, . . . aber da war er

schon

schon gestorben. Nun erklärte mir Pedagogus seine Liebe in aller Form; miethete für mich diese Zimmer, und gab mir eine anständige Unterhaltung, bis auf die lezt verfloßnen zehn Tage. Man hat ihn im Verdacht, daß er dem Lord Spindle Gift gegeben, und sitzt nun im Bicêtre.

Da er nicht mehr für mich sorgen konnte, mußte ich meine Zuflucht zu andern Mitteln nehmen, die ich hier nicht zu nennen brauche, und die meinen Namen auf die Liste des Herrn Commissairs gebracht haben.

Moral

Moral.

Der Leser erwartete ohne Zweifel, eine lahme abgedroschne Geschichte, so bald er von dem Wimmern des Kammermädchens hörte. . . . Ich hoffe, er hat sich nicht unangenehm betrogen befunden, wo nicht? so mag er Romane genug finden, die nach seinem Geschmacke seyn werden. Liefert ihm England und Frankreich nicht genug: so kanns ihm bey den Deutschen nicht fehlen, seit dem ein neuer Donquichot unter dieser Nation aufgestanden, der sein Vaterland (und warum nicht auch andere Länder! wenn nur die Colliers (*) ihre rechte Pflicht erst

(*) Berühmter Englischer Uebersetzer des Messias von Klopstock. Yorick scheint hier sagen zu wollen, daß Herr Collier mehr Beruf habe, einen deutschen Roman, als das deutsche epische Gedicht zu übersetzen. . . . Ich kann nicht umhin, meinen Unwillen einmal bey dieser Gelegenheit öffentlich darüber zu bezeigen, daß man uns Uebersetzern die uns gebührende Ehre nicht erzeiget, und ein jeder glaubt, er dürfe uns gleich anzapfen, so bald er nur ein Genie ist. Anmerk. des Uebers.

erst kennen lernen) mit noch mancher eben so schönen Dulcinea beschenken wird, als seine Miss Judith Mayor, und seine Miss Philipini Damiens (**) seyn sollen. Fast hätte ich Lust eine Stelle aus diesem German Author zu übersetzen, und meinen Lesern Gelegenheit zu einer Schadloshaltung für die hier verlorne Zeit zu geben, aber . . . Man muß sie zwar nicht mit tiefen Erdbohrern suchen dürfen, wenn aber die Moral einer Geschichte so mit hinein komponirt ist, als etwa die Waldhörner zu einer Symphonie, so hört man sie zwar mit, aber auch nichts mehr

(**) Ich bin mit dieser Stelle meines Verfassers nicht allerdings zu frieden. . . . Es ist vergeblich, den Verfasser der beyden hier angeführten rührenden Geschichten mit irgend einem andern, geschweige den mit Cervantes zu vergleichen. Er ist der einzige in seiner Art, man möchte denn behaupten wollen, daß die Geschichte von der Insel Felsenburg und die Werke des erhabenen Italiäners Chiari eine gewisse Vergleichung mit den seinigen aushalten könnten. Anmerk. des Uebers.

mehr . . . Nehmt aber ein Stück, Allegro, Adagio, oder presto, gleichviel was? worinn der Komponist auf die Flöten oder Oboen nicht gedacht zu haben scheint, nun aber treten auf einmal ein paar von diesen Instrumenten auf, tragen in einigen wenigen Tackten einen Gedanken reitzend vor, der aus dem Hauptinhalte des Stücks fließt; . . . Wer hätte das gedacht! . . . Es fließt doch aber daraus. . . . Ihr werdet keinen Tackt aus diesem Stücke trällern, oder der kleine Satz der Oboen oder Flöten wird euch einfallen. . . . . Oder . . . weil vielleicht einige von meinen Lesern noch weniger von der Musik verstehn, als der Graf de B** . . . wenn der ehrwürdige Pater in seiner Fastenpredigt, über Malchus abgehauenes Ohr sagt: Nun hätte ich euch, meine Leser, zwar gründlich erbauet, aber merkt darauf und hört mich, nun will ich euch auch rühren, so sind alle Zuhörer so neubegierig darauf, wie er das anfangen wird, bis

er

er Amen! sagt.... Herr Walther Shandy, von dem ich schon im ersten Bande dieser meiner empfindsamen Reise gesagt habe:* Daß er über alles seine eigne Meynung für sich hatte; war durch eine ganz besondere Veranlassung ... Ich thue wohl eben so gut, daß ich solche in ein paar Worten erzähle: ... „Sein jüngster „Sohn hatte bey seiner Geburt Schaden „an einem wesentlichen Gliede ... der Na„se ... erlitten; neun Monath vor der „Geburt hatte schon ein Unfall dieses Kin„des Gemüths- und Seelen-Kräften ge„droht; bey der Taufe, worinn es mit dem „glücklichen Namen Trismegistus be„nennt werden sollte, empfing es von mei„nem Diacono durch ein seltsames Mißver„ständniß den Namen Tristram, den sein „Vater für völlig unglücklich hielt.„ ... Von allen diesen unglücklichen Zufällen die Wirkung zu hindern, fand Herr Walther Shandy kein beßres Mittel, als wenn er seine ganze Zeit, sein ganzes Wissen und Be-

mühen aüf die Erziehung seines Tristrams . . . selten sprach er den Namen aus, ohne mit dem Fusse auf der Erde hin zu fahren, als ob er da geschrieben stünde, und er ihn auslöschen wollte . . . verwendete. Er las zu dem Ende den Prignitz, den Scroederus, den Andrea Pareus, Hafen Slawkenbergius, kaufte um vieles Geld einen raren Bruscambille und viele andere. Endlich kam er zu dem Schlusse: „Die beste Cyropädie ist die Geschichte, so wie das beste Kleidungsstück gegen den Regen, ein Mantel. Ist der Mantel aber zu kurz, so bedeckt er nicht den ganzen Körper, ist er gar zu lang . . . : Mein Sohn wird leider nach aller Vermuthung nicht aus meinem Mantel wachsen . . . Er schrieb also seine eigne Geschichte, zur Warnung so wohl als Nachfolge für seinen Tristram und für niemand anders. Die Hefte davon, die sein Sohn eines zarten Alters halber noch nicht lesen konnte, gab er mir Lebens und Sterbens halber in Verwahrung, daß ich

den

den besten Gebrauch davon machen sollte. Itzo kann ich leider! Gebrauch davon machen, und glaube seinem Willen gemäß zu handeln, wenn ich ein paar Capite zur Warnung hiermit abdrucken lasse. Ich erinnere also meine künftige Scholiasten, hier von † bis † † nicht für meine eigne Arbeit, sondern für das, was es ist, für ein Fragment aus Herrn Walther Shandys Cyropädie zu halten.

† Vendredi Saint.

Stiller Freytag.

Obgleich kein Mensch die Ceremonien einer Religion mehr in Ehren halten kann, als ich, und ob ich gleich, wenn mir auch zu der Zeit, da ich noch nach der Levante handelte, der reichste Armenianer in Constantinopel dafür meine ganze Ladung um doppelten Preiß abnehmen wollen, keine Satyre, nicht einmal über einen Gebrauch in der türkischen Religion, sagen mögen: so giebt es doch gewisse Dinge, die mit ihren Verbrämungen von Goldpapier so sehr ins Lächerliche fallen, daß man fast ein steinerner Heraklius seyn müßte, wenn man nicht einem paar Muskeln Raum geben wollte, sich zum Lächeln zu ziehen, indem man solche sieht oder hört. Ich habe nichts gegen das Beugen und Knieen, wenn die Monstranz in feyerlicher Procession herum getragen wird, und will bey einer solchen Gelegen=

genheit lieber ein paar Schmutzflecken auf ein paar neuen Beinkleidern haben, als Aergerniß geben wollen. Ich habe nichts gegen das Klingeln mit der kleinen Glocke, noch gegen das Brustschlagen, indem es geschiehet, einzuwenden; und meinetwegen mögen die Einwohner in Paris gerne durch die Bank ihren Petit écu bezahlen, um am stillen Freytage vor einem hölzernen Kreuze zu knieen und es zu küssen: aber ich kann nicht ernsthaft bleiben, wenn ich höre, daß eine öffentliche Fille de joye es für eine so verdammliche Sünde hält, an diesem Tage einen Flügel von einem Capaun zu essen, wovon sie kein Priester, er sey von was für einem Orden in der Welt er wolle, kein Cardinals Conclave, ja der Pabst selbst nicht absolviren könnte, und doch keine sechs Livres ausschlägt um dafür ihre Profession in ihrer völligen Ausdehnung zu exerciren.

Als ich Anno 1689 in Paris war, besuchte ich am stillen Freytage eine gewisse Mlle.

Billet; Ich kam von Versailles, war ziemlich müde und eben etwas kränklich, da ich also ohne einige Erfrischung nicht gut nach meinem Quartier reichen konnte, bat ich sie, nach dem Traiteur zu schicken und ein gebratenes Huhn mit Sallat holen zu lassen.

Frösche in einer neuen Classe.

„Was, Mr. Shandy, sie wollen an einem stillen Freytage Fleisch essen?„

Es möchte meinetwegen Fisch seyn, wenn er nur guten hätte; Aber Karpfen und Schleye habe ich diese Fasten schon bis zum Eckel gegessen, und ihr Stockfisch ist nicht um ein Haar besser als die schwarze Brühe der Lacedemonier.

„Es giebt ja aber noch andere Art Fische; was sagen Sie zu Aal oder Fröschen?„

Frösche! ha! ha! ha! Nehmen Sie nicht übel, daß ich lachen muß, Mlle. Gillet. . . Es ist das erstemal, daß ichs höre, daß man Frösche mit unter die Fische rechnet.

„Wie? Frösche sind in der That gute Fische, und sind erlaubt.„

Mögen sie doch! ich würde es aber für eine sehr schwere Busse halten, wenn man sie mir zu essen auflegte, wenn sie auch zum wilden Geflügel gerechnet würden. „Ein Froschtractement„ ist für einen Engländer das allerstrengste Fasten.„

Das enge Gewissen.

Der Traiteur wurde gerufen; er sagte mir aber, er könnte mir heute unmöglich Fleischspeisen schicken, es sey denn, daß ich einen Attest von einem Doktor hätte, daß ich mich nicht wohl befände.

Sehn Sie mir doch nur ins Gesicht! . . . Ist meine Farbe noch nicht Attests genug? . . Ueberdem habe ich hier einen Erlaubnißschein von einem Doktor der Sorbonne.

Der Traiteur verstund kein Latein, glaubte aber, es wäre schon richtig, weil es schlecht und unleserlich geschrieben wor.

Das Essen ward gebracht. Mademoiselle, hätte aber um alles in der Welt keinen Bissen davon angerührt. Sie erwartete den Nachmittag einen Besuch von ihrem Beichtvater, um sie auf ihre Ostern zu bereiten; und er würde ihr gewiß die Absolution versagen,

sagen, falls sie an einem so wichtigen Tage ihre Fasten bräche.

Sagen Sie mir doch, Mademoiselle, ich bitte Sie, beichten Sie ihrem Beichtvater alles?

„Alles, ohne Ausnahme, Monsieur.„

Und was würde er sagen, wenn eben ein guter Kundmann einspräche? . . . Sie würden ihn doch nicht wegweisen?

„Non certainement: c'est là une „autre affaire.„

Der Burgunder, mein Sohn, erwärmt die Lebensgeister, zumal wenn man sich auf eine gute Mahlzeit ein wenig Bewegung macht. Diese beyden Ursachen kamen zusammen und thaten ihre natürliche Wirkung; . . . und da der Casus hier eine autre affaire war, . . . Ich will dir es gestehen,

gestehen, du wirst klug genug seyn, wenn du dieses liesest, einzusehn, daß dein Vater nicht in allen Stücken dein völliges Muster seyn kann. . . . Ich war leichtsinnig genug, zu glauben, ich hätte nicht nöthig, ein enger Gewissen zu haben, als Mademoiselle. Ich will dir vorrechnen, wie der Fall stund:

	Grade.		Grade.
Religion	6	Fleisch	7
Vernunft	$4\frac{1}{2}$	Begierde	16
Gefahr	3	Vermögen	$2\frac{3}{4}$
Gewissen	$\frac{1}{8}$	Gegenstand	33
Guter Name	14	Gelegenheit	99
	$27\frac{5}{8}$		$157\frac{3}{4}$

$$
\begin{array}{r}
157\frac{3}{4} \\
27\frac{5}{8} \\
\hline
\end{array}
$$

Ach! Ach! $130\frac{1}{8}$ Welch eine Bilanz!

Wie leicht sind Religion, Vernunft, Gefahr, Gewissen und selbst ein guter Name,

wenn

wenn sie gegen Fleisch, Begierden, Vermögen, Gegenstand und Gelegenheit zu stehen kommen! . . .

O, mein Sohn, es giebt Zeiten, ich weiß es aus der Erfahrung, wo die vier ersten Puncte umgekehrt stehen, aber die wichtigen Posten 33 und 99 behalten fast immer ihr Verhältniß; suche sie also, so viel als möglich, immer ganz aus der Rechnung zu schaffen!

Das

Das Erröthen.

Da ich dieses nieder schreibe, brennt mir noch das ganze Gesicht wie Feuer. Aber ich war auch eben so roth vor Schaam, als ich diese Bilanz zum erstenmale, nicht auf Speculation, machte; und ich zweifle, daß der Traiteur bey dieser hohen Farbe meinem Worte, oder auch gar dem lateinischen Erlaubnißscheine wegen meiner Unpaßlichkeit Glauben zugestellt hätte; und in dem Falle wäre mein Fall nicht so tief gewesen; denn, hätte das Geflügel nicht den besten Nahrungssafft enthalten, und zu einer Flasche Burgunder gereitzt . . . Weder Stockfisch noch Frösche, es möchten sonst noch so excellente Fische seyn, würden eine so gefährliche Wirkung gethan haben. . . . O, noch will sich mein Gesicht nicht abkühlen. Selbst mein Papier wird vom Widerscheine roth, und ich kann von dem Falle nicht länger schreiben.

Die wieder erlangte natürliche Farbe.

Als ich einige male im Zimmer auf und nieder gegangen, und meine gewöhnliche blasse Farbe wiederkehren sah, nahm ich meinen Huth und empfahl mich, weil die kritische Minute der Beichte herannahte; und Mademoiselle Gillet hatte nach meiner Meynung, ein Peccadillo mehr auf ihr Gewissen geladen, ob sie ihre Fasten gleich unverbrüchlich gehalten hatte.

Die Beichte.

Neubegierde! Neubegierde, wozu kannst du nicht den Menschen bringen? Mein Vorsatz war, gerades Weges nach Hause zu gehen, und mich zu kleiden; ... Auf den Stiegen aber begegnete mir ein breitschulterigter Mönch, und da dachte ich: „Dieser „Mann muß gewiß ander Fleisch und Blut „haben, als die übrigen Kinder von Adam, „wenn er, bey Mademoiselle Gillets Beichte „aller ihrer Geheimnisse, standhaft genug „seyn kann, einem solchen Angriffe auf die „Sinne zu widerstehn.„

Ich kehrte wieder um, und da ich sehr gelegentlich eine kleine Oefnung in der Thüre fand, stellte ich mich davor, um zu sehn, wie andächtig die Beichtigerin seyn würde

Wie manchen Seufzer bekam ich da zu hören!

Es kam mir vor, als ob es keine geringe Glückseligkeit seyn müßte, im Pfärche einer

Kirche zu ruhen, wo man mit seiner Gewissenslast allemal wohin weiß, wenn man nur an den Fasttagen kein Fleisch isset. Ich fing an zu wünschen, ein Mönch, ein breitschulterigter Mönch zu seyn!

Welch ein Zufall aber!

Ich habe niemals trockne Thürangel und hölzerne Bettstellen leiden können; die ersten schreyen immer, so oft man in ein Zimmer geht, und die andern krachen, so oft man sich von einer Seite auf die andere kehrt. Dennoch habe ich seit langer Zeit nicht erhalten können, daß man die Angel in meinem Hause getränkt, und bin auf Reisen sehr oft, trotz dem, was des Sonntags von der Tugend geprediget seyn mochte, durchs Krachen hölzerner Bettstellen in meinem süssesten Schlafe gestört worden. . . . Aber einen solchen Zufall hat wohl niemand vorher erlebt. . . . Am stillen Freytage arbeitet kein Zimmermann, kein Tischler in

ganz Paris, .. und um Neune, eine Stunde nach der Beichte, hatte sich der reiche Finanzpächter anmelden lassen. Wie sie es gemacht, daß alles wieder in Ordnung gebracht worden, darnach habe ich nicht fragen mögen.

Die Guinguette.

Ich bekenne dir es, mein Sohn, weil ich dir meine Fehler und Ausschweifungen, aus guten Gründen nicht verbergen will; bis dahin hatte ich keinem Menschen das Seinige beneidet, mochte es bestehen, worinn es wollte, aber itzo steckte mir immer der grosse breitschulterigte Mönch im Kopfe. Ach Neugierde, Neugierde! was kannst du für Quaal anrichten! . . . Der Gedanke an den Mönch marterte mich den Sonnabend und den Sonntag; ich weiß nicht, ob ich nicht möchte sein Kloster ausgefragt, ihn besucht, und selbst mich haben bereden lassen . . . ein junger Mensch kann närrisch Zeug machen, so bald er nicht stets auf seiner Hut ist . . . wenn nicht ein guter Freund gekommen wäre, mich abzuholen, um mir zu zeigen, wie es an einem Ostersonntage in den Guinguetten hergeht.

Guinguetten sind eine Art von kleinen öffentlichen Wirthshäusern vor Paris, woselbst

man petits soupers giebt, und so lange, bis solche angerichtet sind, eine Flasche Wein trinkt. In einer jeden findet man etliche Musikanten, und der vornehmste Zeitvertreib, den man sich da macht, besteht im Tanzen. Da diese Oerter hauptsächlich von der Pariser Bourgeoisie besucht werden: so sind sie des Sonntags am völlesten, weil in Paris so wohl das Tanzen, als Oper und Komödie am Sonntage erlaubt ist. An einem Ostersonntage pflegte es daselbst nicht allein sehr voll, sondern auch mehr brillant als gewöhnlich zu seyn, weil ein jeder, der sich ein neues Kleid spendiren kann, es gerne auf diesen Tag zum erstenmale anzieht.

Die Freudenstörer.

Es giebt eine gewisse Art Geschöpfe, welche aus einem Grundsatze von falscher Ehre, oder noch lächerlicherer Eitelkeit sich einbilden, sie wären berechtigt, den Bürgern von Paris ihre Freuden und Lustbarkeiten zu verderben. Dieß sind gemeiniglich Musquetairs oder Pagen. Da man sie von Kindesbeinen an lehrt, mit Degen und Rappier umzugehen, so werden es gemeiniglich gegen ihre männliche Jahre gute Fechter, und auf diese Geschicklichkeit gründen sie ihr Recht, unverschämt und grob zu seyn.

Eine Guinguette, besonders des Sonntags, ist der bestimmte Schauplatz ihrer Geschicklichkeit: hier kramen sie ihren falschen Witz und falsche Herzhaftigkeit aus, und beydes bringen sie oft für ächt an den Mann: gleichwohl fallen sie zuweilen in solche Hände, die die falsche Münzer entdecken, und hart züchtigen.

Mein Freund und ich hatten uns in den entferntesten Winkel des Zimmers gesetzt, um unbemerkt zu beobachten, was vorginge, als ein paar solcher Raufer hereintraten; nachdem sie die Gesellschaft übersehen, zeichneten sie sich einen jungen Juwelier, der sein Schätzgen bey sich hatte, zum Gegenstande ihrer Neckereyen aus.

Der junge Mensch war sehr artig gekleidet, trug einen Degen, und man konnte ihm nichts Handwerksmäßiges ansehen. Sie wußten aber, wer er wäre; und diese Raufer haben es zur Regel, nach ihrer Sprache, es allen einzutränken, die sie in besserer Kleidung oder in besserer Gesellschaft finden, als ihnen zukommt. Das junge Frauenzimmer war sehr hübsch, und die Bescheidenheit, die auf ihrem Gesichte gemahlt war, berechtigte sie, selbst von dem liederlichsten Menschen Ehrerbietung zu erwarten. Diese Rumohrbrüder aber halten Bescheidenheit und Sittsamkeit für Laster, deren sich ein Musquetaire

oder Page niemals schuldig machen müsse, und hüten sich also sorgfältig, darinn zu verfallen.

Einer von ihnen ging nach dem Tische, an welchem der Juwelier mit seiner Geliebten saß und ein Glas Wein vor sich hatte, fragte: ob sein Wein gut sey? und schenkte sich, ohne genöthigt zu werden, ein Glas ein; er wäre sehr gut, sagt er, und schenkte sich und seinem Cameraden so lange ein, bis die Bouteille leer war.

Der junge Juwelier ertrug dieses alles mit kaltem Blute, foderte eine andere Bouteille, und sagte ihnen, er wäre sehr stolz auf die Ehre ihrer Gesellschaft; und falls sie nicht im Stande wären zu bezahlen: so stünden ihnen gerne noch ein paar andre für seine Rechnung zu Befehl.

„Comment, Monsieur le Jouaillier, „comptez-vous, que vous n'etes pas

„connû? . . . Allez balayer votre bou-
„tique, & laissez votre épée chez
„vous.„

So, Monsieur Goldphilister, meynt Er, daß man Ihn nicht kennt? Geh Er, und feg' Er seine Werkstatt aus, und leg Er seinen Degen hübsch in seine Zeuglade.

„Je le ferai bien,„ versetzte der Juwelier, „mais auparavant je verrai, s'il „est possible de vous donner un peu „de politure.„

Ich werde nicht ermangeln, aber erst muß ich sehn, ob man den Herrn nicht ein wenig abschleifen kann.

Sie gingen mit einander hinaus, und die Geliebte des Juweliers fiel in Ohnmacht: Vermittelst Wasser und Salz aber brachte man sie wieder zu sich selbst, eben als ihr Geliebter siegreich wieder kam.

Der

Der Musquetaire, welcher ganz hochmüthig mit dem Juwelier gespielt hatte, weil er ihn in der Klinge weit zu übersehen glaubte, war zufälliger Weise ins Straucheln gerathen, und durch den Leib gestochen worden. Man brachte ihn gleichwohl zu Bette, und trug für ihn alle mögliche Sorge.

Die Natur ist keine Stiefmutter.

Die Natur ist bey der Austheilung ihrer Gaben so gerecht, daß sie weder den einen mit ihren Glücksgütern überladet, noch den andern durch Unglück ganz zu Boden schlägt; vermöge ihrer klüglichen Vermischung des Guten und Bösen für jedes Geschöpfe, hat keines Ursache, weder eitel zu seyn, noch zu verzweifeln. Sie giebt, zum Exempel, etlichen grosse Reichthümer und ein unruhiges Gemüth; andern viel Wiederwärtigkeit mit Unempfindlichkeit.

. . . . Wenn die ersten bey ihrem Reichthume die Gleichmüthigkeit des Dürftigen besässen, so wären sie gewiß zu glücklich; und wofern die letzten bey ihren Widerwärtigkeiten auch noch am Gemüthe krank wären, so verdienten sie ohne Zweifel das höchste Mitleiden.

Wenn wir also den Reichthum des Einen, gegen die Gleichmüthigkeit des Andern, und die Unruhen des erstern, gegen die Unglücksfälle des letztern abwägen, so werden wir die Schaalen ungefähr gleichschwebend finden. Der arme Mann, welcher die Bedürfnisse des Wohllebens nicht kennet, verachtet den Geitzhalz, welcher, indem er Schätze häuft, vor Furcht, sie zu verlieren, elend ist.

Diese Bemerkung erstreckt sich weiter, als bloß auf Armuth und Reichthum. Schönheit und Häßlichkeit haben jede ihren Trost. Das schöne Frauenzimmer sieht mit Verachtung auf die Ungestalte herab, welche hinwiederum den schönen Götzen auslachen, der nur gemacht ist, zur Schau gestellt zu werden. Der Soldat betrachtet Muth und behende Geschicklichkeit in den Waffen, als die grössesten Vorzüge eines wohlerzogenen Mannes, und denkt, daß er vermöge seines Standes, Ehre und Hochachtung vom Kaufmanne und Fabrikanten verlangen kann.

Diese

Diese hingegen behaupten, daß Fleiß und Handel wichtigere Dinge sind, als die Etiquette der Höfe, oder der Ruhm eines Feldzugs. Dergestalt findet ein jeder Stand des Lebens, womit er sich befriedigen und beruhigen kann, weil kein Stand, für sich selbst betrachtet, verächtlich ist, so lange die Person, welche in solchem lebt, diesem Stande gemäs handelt.

Anwendung.

Hätte der Musquetaire das mit Aufmerksamkeit überlegt, so hätte er gewiß ein Leben sparen können, das itzt umsonst verschleudert wurde. . . . Ein Leben, wovon sein Vaterland Dienste, seine Familie Ehre, und seine Freunde Wohlthaten hätten haben können; das aber itzt kein von allen diesen Hofnungen erfüllte.

Möge dieser Rumohrbruder da hangen, als ein Spiegel; möge seine Geschichte nicht allein dir, sondern allen als ein Denkmal der Thorheit und Eitelkeit einer Gattung von Geschöpfen bekannt werden, welche, wie man hoffen muß, bald von der Erde ausgerottet seyn werden; das wünsche mit mir, mein lieber Tristram! † †

Die Erkältung.

Die Arbeit beym Feuer, welche für meinen gar nicht handvesten Körper zu stark gewesen war, zusammen genommen mit den heftigen Bewegungen, die meine Seele herum gestossen hatten, zeigten ihre Folgen, als ich von einem sehr unruhigen, durch beständige ängstliche Träume unterbrochnen Schlafe völlig aufwachte. Es war ein Erkältungsfieber, mit einer leichten Entzündung im Halse. Anfangs dachte ich, es würde leicht wieder über gehen; hielt mich warm, eine strenge Diät, gurgelte fleißig mit Thee, schrieb nieder, was ich von Mlle. Laborde gehört, las ein wenig im Petraca, im Bourdalone, und, um ein wenig Schlaf zu bekommen, im Mercüre; ich hätte eben so gut ein paar Opera Comiques dazu nehmen können, aber ich hatte keine. . . . Als aber der ehrliche La Fleur den dritten Tag sahe, daß ich fast gar nichts genoß, als Thee, kam er mit einer so entschuldigenden und zugleich so besorgten

Miene

Miene mit einer Bitte hervor, die er in England nicht nöthig gehabt hätte. . . Si Monsieur vouloit me pardonner! . . . Ich bitte um die Erlaubniß, einen Arzt zu rufen. . . . Einen Arzt, La Fleur? Ja, rufe er meinen Eugenius. . . . Fort war La Fleur und hörte nicht, daß ich ihm nachrufte, Du, mein theurer Eugenius, wohntest jenseits dem Canale. Sein redlicher Eifer für meine Gesundheit hatte gewiß an sich nichts komisches, und dennoch mußte ich lachen, als er so geschäftig fortflog, einen Mann zu rufen, der ihn nicht hören konnte, und hätte er auch geschryen, wie Mars vor Troja.

Er war keine halbe Stunde weg, als er wieder herein trat und sagte: Der Apoticaire, dem die Namen der ganzen Facultät bekannt wären, kennte keinen Doktor Eugenius; er hätte ihm aber einen andern sehr vortreflichen Mann vorgeschlagen, von dem er Wundercuren zu erzählen wüßte, der würde sehr bald hier seyn. Was sollte ich

thun,

thun? mehr um La Fleur zu gefallen, als aus Neigung gab ich nach. Der Doktor kam endlich mit aller seiner langsamen medicinischen Würde; lief seinen Catechismum und Handgriffe durch, zupfte an seiner grossen Perücke, und foderte ein Schreibzeug. (O, welcher Unterschied, Eugenius! dein Anblick, der sympathetisches Gefühl meiner Krankheit zeiget, dessen Gespräch erquickender Balsam für die Seele ist und deinen wenigen Arzeneyen die grosse Kraft des Zutrauens erwirbt, fehlte diesem steifen Notarius des Pulses.) Er verschrieb eine lange Liste, mehr für seinen Freund, den Apotheker, als für seinen unbekannten Kranken; steckte sein Recept in die Tasche und versicherte, der Apotheker sollte die Medicin in einer Stunde bringen. La Fleur glaubte mehr an die Kunst des Arztes, als ich, das sah ich aus seiner zufriedenen Miene. Der Apotheker brachte seine Gläser, Düten und Schachteln; kramte sie auf den Tisch, und seine Anweisung nach den Nummern dazu. Ich über-

überrechnete den Vorrath, und war vest entschlossen, er sollte mir auf ein Jahr wenigstens hinreichen, weil ich merkte, daß mein Fieber und meine Halsschmerzen von selbst gelinder wurden. Ohne eben geitzig zu seyn, bedaurete ich das weggeworfene Geld, und wußte nicht, was ich mir für einen angenehmen Zeitvertreib damit gekauft hatte.

Der unverhofte Fund.

Unter andern Packetchen war auch eins dabey, Numero 9. mit Kräutern, um solche eingenähet warm um den Hals zu legen. Das Unschädlichste, dacht ich. Da, La Fleur, laß Er die einnähen! Ich machte die Düte erst auf, um ein wenig hinein zu sehen; aber siehe! das Papier zog bald meine Aufmerksamkeit mehr an sich, als die Kräuter. Ich wußte es dem Apotheker Dank, daß er ein wenig mal propre gewesen, und die Kräuter in beschrieben Papier gemacht. Es war eben die Hand, als das Fragment, wovon ich meinen Lesern im zweyten Bande dieser meiner empfindsamen Reise, den Anfang übersetzt mitgetheilt habe. Geschwind schüttete ich die Kräuter auf ein ander Blat Papier, und sahe den Makulaturbogen sehr emsig durch. Es war wirklich die Geschichte des alten Edelmanns, die der Notarius aufgeschrieben, aber leider! nur der letzte Bogen; ich las so viel davon vorhanden, und war

verdrüßlich, daß eine so grosse Lücke darinn war, die mich verhinderte, Gebrauch davon zu machen. Indessen hob ich den Bogen auf. Des andern Tages befand ich mich durch die Gegenwart der Arzneyen, oder vielmehr durch das Bestreben der Natur weit besser, und sagte zu La Fleur, ich wollte, daß er eine Violine und ich eine Baßgeige hätte, so wollten wir eins zusammen spielen! .... J'en trouverai d'abord, Monsieur! Ich hatte den Einfall schon wieder über Petrachs Trionfo bella Divinità vergessen, als La Fleur mit beyden Instrumenten angezogen kam, mit einem Triumphe in seinem Gesichte, als ob er Tartini selbst zu boden geigen wollte.... Pling, plang, pling! ... hat er auch Noten, La Fleur? ... Er spielte alles auswendig. ... Was weiß er denn? „Je vous donnerai l'aimable vain„queur, Monsieur.„ Schön! der Name sagt viel; aber mein Bogen ist ganz stumpf; wenn wir ein bischen Colophonium hätten! der Musikus, (verzeihe mirs, edle

Kunst, daß mir der Name hier aus der Feder entschlüpft, und ich nicht gerne ausstreichen mag) der Fiedler hatte ihm ein Stück in Papier gewickelt mit gegeben, davon man in zwanzig Komödien Gewittern hätte blitzen können. ... La Fleur, wir wollen ein andermal spielen; ich habe es gefunden. ... Was doch eine Krankheit ... Nein, was ein Concert für wichtige Begebenheiten hervor bringen kann! Elisa sahe ich in Vauxhall zum erstenmale; ... im Concerte mit La Fleur finde ich ... Es lautete, .. ich konnte La Fleur nicht helfen, es mußte diesmal beym Stimmen bleiben; .. da ich es übersetzt hatte, folgender Gestalt:

Testament des alten Edelmannes.

„Alles mein Unglück kommt daher, daß ich mich verheyrathet habe:„ . . . Der Notarius nickte einigemale geschwinde hinter einander mit dem Kopf, und flog mit der Feder auf dem Papiere, als ob er aus seinem eignen Gedächtniß schriebe; . . . obgleich niemals einem Manne eine liebenswürdigere Frau, mit mehr Tugend und einem sanftern Herzen zum Loose gefallen seyn kann. Mir nicht! seufzte der Notarius, und schrieb langsam fort. . . . „ Bis in mein funfzehntes Jahr ward ich in dem Hause meiner Mutter, (meinen Vater hatte ich frühe verloren) und unter ihrer Aufsicht, in allen einem Edelmann anständigen Wissenschaften unterrichtet. Meine Mutter hatte ein Kammermädchen, das michs fühlen lehrte, was mir meine Lehrer verschwiegen, nemlich: das weibliche Geschlecht sey zum Vergnügen des unsrigen geschaffen. Dieses Mädchen kam

mir so schön vor, daß ich ein inniges Vergnügen empfand, wenn ich ihr auf die Wangen küssen durfte, und dieses erlaubte sie mir oft. Aber ein jeder befriedigter Wunsch von dieser Art, erzeugte neue, grössere, heftigere, und mir selbst Anfangs unbekannte Verlangen. Aber läßt uns die Natur über ihre Geheimnisse lange in Unwissenheit, wenn uns solche so nahe angehen? . . . Nein, murmelte der Notarius. . . : Ich drang so oft und so anhaltend in das Kammermädchen, daß sie mir die Erlaubniß gab, sie des Nachts ohne Licht in ihrer Kammer zu besuchen.

Dieser Besuch . . . .

. . . . [Die Dinte ist hier so abgebleicht, daß ich diese Stelle einem kühnern Ergänzer alter Manuscripte überlassen muß, als ich bin] . . . . .

. . . Die Feder hinter den Ohren. . . . Etliche Tage darauf, fuhr der alte Edelmann, nach-

nachdem er sich ein wenig erholt hatte, fort, stellte mir meine Mutter vor, daß es die höchste Zeit sey, meine Beförderung persönlich am Hofe unsers Königs zu suchen. Ich mußte folgen, und da ich in Kriegsdienste trat, machten mein Fleiß, meine neue Profession aus dem Grunde zu lernen, und meine Begierde nach Ehre, daß ich mein schönes Kammermädchen, und alle übrige ihres Geschlechts ziemlich aus den Gedanken verlohr. Ich hatte länger als funfzehn Jahre gedienet, und war Collonel, als mich der König Ludewig der Zwölfte in einer geheimen Commission an den letzten König von Navarra, Albert, schickte. Seit meines Aufenthalts an diesem Hofe lernte ich eine Gesellschaftsdame der Königin kennen, die sie als eine Waise eines armen Edelmanns zu sich genommen hatte. Diese flößte mir durch ihre Person und ihren Geist eine solche Liebe ein, daß ich mich entschloß, mich um sie zur Gemahlin zu bewerben. Ich erhielt meinen Wunsch . . . o, hätte ihn mir doch der

Himmel aus Barmherzigkeit versagt! ...
„Amen pour moi,„ sagte der Notarius bey seinem Schreiben, ... so hätte ich Ihnen nur eine halb so schröckliche Geschichte zu erzählen.

Meiner Mutter, die ich, seitdem ich im Dienste war, nicht besucht, mit der ich aber öfters Briefe gewechselt hatte, meldete ich meine Verheyrathung, als solche vollzogen, mit der Anzeige, daß ich ihr auf meiner Rückreise meine junge Gemahlin selbst vorstellen wollte; aber ich erhielt bloß einen kurzen Brief mit einer Entschuldigung, daß sie eben im Begriff stünde, eine Reise zu einem Anverwandten in einer entlegenen Provinz zu thun, und also meinen Besuch nicht annehmen könnte. Es that mir leid, daß ich meine Mutter, die ich sehr liebte, nicht sehen, und meines Glückes nicht vor ihren Augen geniessen sollte. Ich kam aber mit meiner jungen Gemahlin wieder an meines Königs Hof und ward wohl empfangen; mein Herr

war

war mit meiner Ausrichtung völlig zufrieden, und jedermann beneidete mich, oder wünschte mir Glück, eine Gattin gefunden zu haben, die man gleich Anfangs für die schönste, und in der Folge für die tugendhafteste Person von der Welt hielt. Wie glücklich war ich in dem Besitze eines Herzens, das kein ander Vergnügen fand, als in meiner Zufriedenheit. . . . . . Ausserordentlich, mein Herr, sagte der Notarius, aber noch sehe ich nichts darinn, was mein Glück machen könnte, verzeihen Sie! . . . Mein Unglück ist zu groß gewesen, Herr Notarius, daß es nicht Ihr Glück machen sollte, wenn Sie die Erzählung desselben, mein Testament, drucken lassen. Die Welt liebt so sehr graunvolle Geschichte zu ihrer Ergötzung! . . . Als Franciscus der Erste zur Regierung kam, fand ich an demselben noch einen gnädigern Herrn, als an dem vorigen, und ich hatte keinen Wunsch übrig, als von einer solchen Frau Kinder zu haben, da ich eines Morgens zum Könige gerufen ward, der mich in sein Ca-

binet alleine zu sich kommen ließ. „Sie „müssen, wie Sie da sind, noch in dieser „Stunde nach Deutschland abgehen; Sie „sollen mir an den *** Hofe eine geheime Commission ausrichten.„ ... Ich ward wie vom Blitze gerührt ... Ew. Majestät würden mir eine grosse Gnade erzeigen, wenn Dieselben nur ein paar Stunden ... „Die „Sache leidet nicht den geringsten Aufschub. „Der Reisewagen steht unten mit Bedienten und Zubehör vor dem Schlosse. Ihrer „Frau soll Ihre Abreise schon auf eine gute „Art bekannt gemacht werden; vielleicht „kommen Sie bald wieder.„ Ich bezeigte dem Könige meine tiefe Ehrerbiethung, empfahl mich seiner Gnade, und reisete ab. Als ich in Brüssel meine Instruction erbrechen durfte, fand ich, daß meine Commission so wenig wichtig war, daß solche durch einen kurzen Brief hätte ausgerichtet werden können. Die angebognen Anweisungen auf Geld aber zeigten mir, daß ich zu einer langen Abwesenheit bestimmt seyn müßte. Ich ward

von

von einer Menge zweifelhafter Gedanken gequält, ohne die Ursache ergründen zu können, warum mich der König so eilig entfernt habe, da ich mir doch nichts entsinnen konnte, wodurch ich seine Ungnade hätte auf mich ziehen können; und eine Art von Verbannung war es doch, so verdeckt sie auch durch den Fürwand scheinen mochte. Endlich glaubte ichs zu finden, und fühlte zum erstenmale, was Eifersucht für eine Marter sey. Es schien mir ausgemacht zu seyn, daß der König meine Frau liebte. Und so vest ich von der Tugend meiner Frau überzeugt seyn konnte, so gefährlich schien mir doch der Glanz einer Krone. Und was fürchtet nicht das Herz, wenn es einmal der Eifersucht Raum gegeben hat. Mit solchen herzpeinigenden Gedanken erreichte ich den Ort meiner Bestimmung. Der Minister, bey dem ich meine so unwichtige Commission auszurichten hatte, empfing mich ausserordentlich freundlich; versicherte mich auf Befehl der völligen Gnade unsers Herrn, daß aber Ur-

sachen

sachen, die mir der König aus sehr gütigen Absichten nicht entdecken wollte, meine Entfernung aus Frankreich unumgänglich nöthig machten; daß ich, so lange als diese Ursachen bestünden, mich in Deutschland, ohne an einen Ort gebunden zu seyn, aufhalten müßte; daß es mir am nöthigen Gelde nicht fehlen sollte, u. s. w. Jtzt wurde der Wurm in meinem Herzen nagender als jemals; die Untreue meiner Frau schien mir bereits entschieden, oder doch in der Folge unvermeidlich und die Liebe des Königes zu ihr die ungezweifelte Ursache meiner Entfernung, als mir der Minister auf die Frage: ob ich meine Gemahlin nachkommen lassen könnte, ganz rund mit Nein antwortete. Die Sylbe betäubte mich mehr, bis ein förmliches Todesurtheil hätte thun können. Der Minister merkte es mir an, trotz meiner Bemühung, ruhig zu scheinen; und ob er gleich meine Besorgniß errathen mochte, ließ er sich doch darauf nicht ein, sondern wendete auf die gefälligste Art von der Welt alles an,

mich

mich aufzuheitern, oder wenigstens zu zerstreuen, ohne daß es ihm glückte.

Ich erhielt bald einen Brief von meiner so geliebten Frau; er war so zärtlich, daß er mich in Thränen zerschmelzte, ohne meine Angst zu mindern. Sie sprach von der Hofnung, mich bald wieder zu sehen; und ich konnte keine fassen. Es war ein kleiner Trost, das wir uns schreiben durften, aber er war auch nur sehr klein. Sie schien von den mir gewordnen Befehlen nichts zu wissen, und ich wollte ihr weder den Kummer, noch wenn sie untreu wäre, die Freude machen, ihr solches zu schreiben. So vergingen einige Jahre, bis endlich das edle Weib mir nachreisen will, und vom Könige selbst durch ein Handbillet die Ordre erhält, nicht aus dem Lande zu gehen. Wobey er sehr beklagte, daß er in seinem Gewissen verbunden sey, einen solchen Befehl zu geben, der uns beyden so hart und grausam scheinen müßte, daß er aber gerne alles thun wolle, was er sonst

könne

könne, um uns von seiner Gewogenheit zu überzeugen. Der Brief, mit welchem meine Gemahlin mir dieses Billet des Königs überschickte, war ein lebhaftes Gemählde alles dessen, was eine tugendhafte und zärtliche Gattin über die gewaltsame Trennung von ihrem Manne empfinden kan.„

... Wenn er ihn doch dictirte, murmelte der Notarius, damit ich einen Begrif davon bekäme. ...

„Dadurch, und durch andere Nachrichten, die ich von dem Leben meiner Frau eingezogen hatte, ward zwar alle Eifersucht aus meinem Herzen verbannt, aber nicht der Kummer über die quaalvolle Ungewißheit, was die Ursache unserer Trennung seyn möchte, und meine Sehnsucht, meine Geliebte und mein Vaterland wieder zu sehen, wuchs mit jedem Morgen, den ich erwachte.„

... Mein Kummer, dachte der Notarius, wächst mit jedem Abend, den ich zu Bette gehen muß.

Ich war gegen alles, ausser gegen mein Leiden, unempfindlich geworden, und glaubte, es wäre kein unglücklicher Mensch in der Welt, als ich, hielt es auch für unmöglich, daß meine Leiden steigen könnten. Aber wie irrte ich mich!

Indessen, daß ich allerley Entwürfe machte, wie ich die Freyheit erhalten wollte, nach Hause zurückkehren zu dürfen, wovon einige die äusserste Verzweiflung verriethen, und wovon ich nur durch die Unmöglichkeit, sich gegen einen mächtigen König aufzulehnen, abgehalten ward, gerieth ich mit dem grossen Philosophen und Naturforscher, Theophrastus Paracelsus (er muste dem Notarius den Namen zweymal vorbuchstabiren) in Bekanntschaft. Als ich so vertraut mit ihm geworden, daß ich ihm meine kummervolle Situation entdecken konnte, bezeigte er mir so viele Freundschaft, woran ich glaube, daß bey einem so grossen Philosophen bloß das Mitleiden Schuld seyn kann, daß

er mir anbot, mich in allen seinen Geheimnissen zu unterrichten, welches mich, wie er sagte, am sichersten von meinen quälenden Gedanken befreyen würde. Ich war so müssig und so unentschlossen, daß es ihm nicht viel Mühe kostete, mich zu einem solchen Endschlusse zu bringen; und ungeachtet, (es mochte nun Gefühl von dem seyn, was ich damals wirklich litte, oder dunkle Ahndung von dem, was mir noch bevorstund) ich mich nicht entsinne, daß ich eine einzige ruhige Stunde gehabt; so war Paracelsus doch mit meiner Gelehrtigkeit sehr vergnügt, und hielt keinen Proceß für mich geheim. Wir haben viele und mannigfaltige Versuche gemacht, das Geheimniß des Steines der Weisen zu entdecken, aber, warum sollte ein armer sterbender Mann nicht die Wahrheit bekennen? wir haben ihn nie gefunden, wohl aber manches für die Gesundheit und zu andern Dingen nützliches Arcanum herausgebracht.„

... Hier sahe dem Notarius das heftigste Verlangen und die brennendste Neugierde aus beyden Augen, ob er ihm nicht etliche davon entdecken wollte; aber es sey nun, daß der alte Edelmann es nicht merkte, weil er zu sehr mit seiner Geschichte beschäftigt war, oder es auch nicht merken wollte, weil er glaubte, chymische Geheimnisse müßte man niemand entdecken, der nicht behutsam damit umzugehen wüßte! er fuhr ununterbrochen also fort....

Ich hatte so viel bey ihm gelernt, daß ich, wenn mich auch alles in der Welt verliesse, in der Chymie meinen ordentlichen Unterhalt finden konnte, als man mir eines Morgens die Nachricht brachte, mein Freund und Lehrer sey gestorben. Ich glaubte aber vielmehr, weil er gar zu herrliche Mittel, die Gesundheit zu erhalten, wußte, daß er aus politischen Gründen seinen Tod nur aussprengen lassen, und sich an einen unbekannten Ort begeben habe, um der Last der vielen neu-

neugierigen Besuche zu entgehen; vielleicht besorgte er auch gar, daß ihn ein grosser Herr, der von ihm glaubte, daß er mit wenigen Kosten Gold machen könnte, zwingen möchte, für ihn zu arbeiten. Genug, man sagte mir, er sey gestorben, und habe befohlen, daß man seinen Körper mit einer gewissen Phiole im Sarge begraben sollte, ohne ihn irgend jemand, es sey wer es sey, sehen zu lassen. Und als man ihn, etliche Tage darauf, weil ihm die Geistlichkeit als einem Irrglaubigen keine heilige Ruhestatt lassen wollte, wieder aufgegraben hatte, fand man in dem Sarge nichts als die Leinwand. Doch muß ich gestehen, daß ich ihn auf meinen, nach dem ich mein ganzes Elend erfahren, gethanen weitläuftigen Reisen, auf welchen ich unter allerley Gestalt und Personen, fast alle Reiche durchwandelt bin, und von welchen ich hier viel Merkwürdiges aufschreiben lassen könnte, wenn ich nicht merkte, daß meine Kräfte dahin . . . Ich habe ihn nicht gefunden, so viel ich ihn gesucht, so oft ich nur von

einem

einem Mann hörte, der einsam und eingezogen lebte.„

„Aber ich muß eilen, um auf den grossen Punkt zu kommen.... Hier machte der Notarius eine neue Feder zurechte....

Als der König Franciscus gestorben, schien man mich bey Hofe nach und nach zu vergessen; meine Rimessen kamen sehr sparsam; doch getrauete ich mir nicht, Anfangs um meine Freyheit, nach Hause kehren zu dürfen, anzuhalten. Endlich aber wagte ichs, und man gab mir zur Antwort; man wüßte nicht anders, als daß meine Entfernung völlig freywillig gewesen, ich möchte also wieder kommen, so bald ichs möglich machen könnte. Die vierzehen Tage, die ich mit den schnellen Anstalten und der eben so schnellen Reise bis Straßburg zubrachte, daureten mir, so fröhlich ich auch zu seyn glaubte, so lang als die übrige Zeit, die ich in Deutschland hatte zubringen müssen. Aber, Gott! wie unerforsch-

lich sind deine Wege, worauf du uns zu Leiden oder Freuden führest. Meine geliebte Frau hatte es erfahren, daß ich wiederkommen sollte. Sie hatte, weil sie vernommen, daß meine Mutter tödtlich krank läge, es für ihre Pflicht gehalten, zu ihr zu reisen, und hatte mir nach allen Grenzorten an die Commendanten addressirte Briefe entgegen geschicket, worinn sie mich ersuchte, den nächsten Weg nach meiner Mutter zu nehmen. Ich eilte dahin, . . . aber meine Mutter war bereits begraben, und meine Gemahlin wollte man eben zu ihrer Ruhestätte bringen, als ich anlangte. . . . Der Schmerz war entsetzlich, der sich meiner Seele bemächtigte; wer sollte es glauben können, daß er eines Zusatzes fähig gewesen? Er wars. Ein Brief von meiner Mutter; . . . ein alter Bedienter gab ihn mir. Aber ich fühle, . . . Gott! laß nach deiner Güte ihn mit diesem jammervollen Leben geendigt seyn! . . . Herr Notarius, hier ist der Brief, sagte er mit schwächrer Stimme, und zog ihn aus einer

Brief-

Brieftasche wohl verwahrt hervor, machen Sie ihn bekannt, doch schonen Sie meines Namens! Mögte mancher daraus bedenken lernen, daß ein kleiner Fehltritt, wie es uns scheint, den größten Jammer über unser Leben, . . . Ach, Gott, laß es nur über dieses Leben seyn! . . . verbreiten kann.

Und nun, Herr Notarius, lassen Sie mich die wenige Minuten, die mir übrig, sehe ich vor meinem Richter erscheinen muß, allein zubringen, seine Gnade anzuflehen.

Brief einer Mutter an ihren Sohn.

Ich weiß Dich nicht zu nennen, und doch muß ich Dir schreiben. . . . Meine ganze Seele empört sich, vor dem Geschäfte, und doch schaudert mir noch mehr bey dem Gedanken, was für Gräuel mein Schweigen verschulden würde. Warum konnte ich nicht alleine ganz elend seyn! Wie glücklich für Dich, hätte der Tod ein Eheband getrennt, welches. . . Ewiger Gott! sey barmherzig, und laß die unaussprechliche Marter, die mich bey diesem Geständniß peinigt, nicht ewig, ewig dauren! . . . welches das schuldvolleste Eheband ist, das jemals auf Erden geknüpft worden. Wenn Dich dieser Brief trift, ehe Du sie, die Du Deine Gemahlin nennst, gesehen, und Du kannst das heldenmüthige Herz haben, das heiligste Gelübde zu thun, sie lebenslang nicht wieder zu sehen, zu sprechen, oder noch weniger Dich ihr zu nähern: so lies, so lieb es Dir seyn mag,

die geringste Ruhe der Seelen zu behalten, lies nicht weiter. Nur dieses noch; Sie ist völlig unschuldig, und verdient nicht meinen Jammer zu theilen. . . . . Kannst Du aber Deiner Begierde nicht widerstehen . . . kannst Du den harten Schluß, warum ich Dich flehend und knieend bitten möchte, nicht fassen, ohne die Gründe wissen zu wollen: so falle in den Staub, und erkenne die Hand des Heiligen, der Dir den Kelch des Jammers ganz, wie mir, zu trinken geben will, und wisse . . . Deine Frau ist deine Schwester! Schaudre noch nicht so heftig! Sie ist auch Deine Tochter . . . . Gewissensangst, Reue, und besonders die Schaam, Dir, über den ich Mutterrechte haben sollte, eine Sünde zu bekennen, deren Folgen so erschrecklich gewesen . . . haben mich endlich dahin gebracht, daß ich ein nahes Ende dieser Leiden hoffen darf. Aber Du möchtest glauben, ein Märchen, aus einem von Krankheit zerrütteten Gehirne entsprun-

gen, zu hören, wenn ich Dir nicht Umstände anführte, die Dich an der Wahrheit, leider! nicht werden zweifeln lassen. Wie ungerne! ... und ich muß! ...

Erinnerst Du Dich noch der Caton? Du hattest sie so unablässig mit Deiner jugendlichen Liebe verfolgt, daß das redliche Mädchen mir ernsthaft sagte, ich möchte ihr vor diesen Nachstellungen Frieden schaffen, oder sie meiner Dienste entlassen. Ich versprach ihr das erste, und redete mit ihr ab, daß sie Dir einen Abendbesuch in ihrer Schlafkammer erlauben sollte. Du solltest mich statt ihrer finden, und mein Vorsatz war, Dich durch ernsthafte und zärtliche Vorstellungen und mütterliche Bestrafungen, inskünftige vor allen dergleichen Jugendsünden zu bewahren. Aber ... Ach! ... warum muß ichs bekennen! und doch ist diese Stunde keine Stunde des Verhehlens! ... Ich war frühe hingegangen; mich überraschten der Schlaf und Du ... Dein Feuer hatte Dir

nicht erlaubt, Deine vermeinte Caton anders als durch eine sträfliche Umarmung zu wecken... und... der ewig verfluchte Augenblick! Meine Sinne liessen mich zu spät entfliehn... Du hieltest meine stumme, von vielen Seufzern begleitete Flucht, für die Wirkung einer jungfräulichen Schaamhaftigkeit Deiner Caton, und es war der Anfang der Gewissensquaal, die mich seit dem ohn Aufhören begleitet hat. Du weißt, daß ich Dich wenige Tage darauf an den Hof schickte, nachdem ich noch vorher die Caton entfernt hatte, damit Du solche nicht sprechen oder sehen, und die schwarze That erfahren möchtest. Ihre Folge war, daß ich Mutter von einer Tochter wurde, die ich auf meines Bruders Landgute, dem ich mein Verbrechen entdecken mußte, heimlich gebahr, und die er bald darauf als das Kind eines armen Anverwandten aus einer andern Provinz zur Erziehung mir zuschickte. Sie war kaum zwölf Jahr alt, als man schon in der ganzen Nachbarschaft von ihrer

Schönheit und ihrem Verstande sprach. Die Königin von Navarra verlangte solche von mir, um, wie sie sich ausdrückte, einen solchen Juwel an ihrem Hofe zu haben. Ein Wetterstrahl hätte mich nicht ärger betäuben können, als die Nachricht, daß sie Dir zur Gemahlin gegeben worden. Ich war dadurch so betäubt, daß ich in einiger Zeit zu keinem Endschlusse kommen konnte. Zuletzt siegte die Angst meines Gewissens, ob ich gleich durch meinen Beichtvater ehemals war losgesprochen worden, über meine Schaamhaftigkeit, und ich entdeckte unter dem Siegel der Beichte, mein fürchterliches Geheimniß unserm würdigen Erzbischof. Er verlangte Anfangs von mir, ich sollte es Dir entdecken, um dadurch Dein Eheband zu trennen. Als er aber weiter nachdachte, sagte er mir, er wolle schon ein Mittel finden, die Folgen dieser ungeheuren Blutschande, ohne Euer Wissen, zu hemmen, und sich deshalb unmittelbar an den König wenden. Von mir aber verlangte er das feyerlichste Gelübde,

lübde, daß ich, wenn ich ihn überlebte, mich durch nichts abhalten lassen wollte, selbst durch ein öffentliches Bekenntniß meiner Schande, Euer Band zu trennen. Der König, der Dich auf die gnädigste Art entfernte, ist, wie der Erzbischof, mit dem Geheimniß gestorben. Dein höchst unglückliches Gestirn hat Dich Deine Zurückberufung suchen und erhalten lassen, sonst hätte ich noch schweigen können, ob etwan der Tod eines von euch beyden mein Bekenntniß unnöthig gemacht hätte. Aber itzt . . . die Hölle hat keine grössere Quaalen, als mir dieses Bekenntniß verursacht, daß ich Dir, ehemals meinem Sohn, thun muß. Bitte, wann Du zu beten, und der zu verzeihen vermagst, die so viel Elend auf Deine Seele gehäufet, für meine Seele, und hilf ihr durch Opfer und Messen zur Ruhe. Mit angstvoller Freude hoffe ich, das meiner Stunden nur noch wenige seyn werden.

. . . O! meinem Tode soll an seiner ganzen Bitterkeit nichts fehlen! . . . Sie, die ich

auch geboren habe, ist gekommen, mir, wie sie glaubt, meine Krankheit ertragen zu helfen! Möge dieß die letzte Folge des Fluchs seyn, den der beleidigte Himmel hat aussprechen müssen über deine sterbende

N. N.

P. S. Auch Sie hat mir in den Augenblicken der heftigsten Angst, durch ein übereiltes Wort, das tödtende Geheimniß entrissen. Der Himmel hat es beschlossen, sie sollte die Schuld ihrer Mutter mit tragen. Es scheinet aber, . . . Ja, ich darf sterben, ohne Eure Wiedervereinigung zu fürchten. Erlebe ich ihren Tod, so erfähreſt Du nichts; wo nicht, so muß ich diesen Brief meinem alten ehrlichen Rigauld anvertrauen. Und nun noch . . . . .

Die Gelegenheit.

Mademoiselle Laborde hatte es bloß vergessen, mir den Brief abzufordern, wie es ihr Madame de R** befohlen hatte, und dieser geringscheinende Fehler hatte dem armen Mädchen gleichwohl alles das Unglück zugezogen, wodurch sie auf die Liste des Herrn Commissairs gerathen. Dieser Gedanke ward bey mir so lebhaft, daß ich mich entschloß, mein erster Gang, so bald ich ausgehen könnte, sollte zu dieser Dame seyn, und daß ich die wenige Beredsamkeit, die mir verliehen, alle dazu anwenden wollte, sie, wo möglich, zu überreden, ihre Fille de chambre von neuem unter ihren Schutz zu nehmen.

Auf meinem Wege nach ihr, ging ich durch die Thuillerie, war etwas müde und setzte mich neben ein Frauenzimmer nieder, welche mir sehr gesellig schien; Wir kamen bald ins Gespräch, und vom Allgemeinen aufs

Be-

Besondere; so, daß ich, ohne den geringsten Schein von Unschicklichkeit, sie fragte, ob sie Madame de Rambouillet kennete? . . . „Madame de Rambouillet? (wiederholte „sie) c'est moi-même.„

Lieber Himmel, sagte ich, welch ein glückslicher Zufall! Sie sind also die Dame selbst, der ich auf dem Wege war meine Aufwartung zu machen, und einen Brief zu überreichen, den ich, unachtsam genug, ein paar Monate in der Tasche behalten habe.

„Vous êtes donc Mr. Yorick; . . „& comment est-il arrivé que vous „n'êtes pas venûme voir?„

Bey diesen Worten stund sie auf, faßte mir in den Arm und ging mit mir nach ihrer Kutsche. Hier wollte ich mich ihr empfehlen, sie sagte mir aber mit einem ziemlich entscheidenden Tone: „il faut souper avec moi.„

Die

Die Thuillerie.

Ich bildete mir ein, daß ein gewisses Specktackel, oder vielmehr ein paar Specktackel, Madame de Rambouillet bewogen hätten, so plötzlich aus den Gärten zu gehen: denn in der That sollte ein solcher Anblick in einer weniger polirten Welt und Stadt, als eine Verfassung gegen alle Regeln einer anständigen Optic, gehalten und daher verbannet werden.

An dem Spatziergange zur linken Hand vom Louver ist eine Hecke gesetzt, die ungefähr sechs Fuß von der Mauer entfernt ist, und längst derselben fortläuft. Im Sommer, wenn diese Hecke völlig belaubt ist, dienet sie zu einer Art von Blende, hinter welcher allerley Obscenitäten verrichtet werden können, ohne daß solche den Spatziergängern in die Augen fallen. Im Winter und Frühlinge aber darf hinter dieser Hecke nichts vorgehen, das nicht eben so öffentlich wäre,

als geschähe es an einem jeglichem andern freyen Orte der Thuillerie.

Nachdeme ich die Topographie dieser Blende berichtiget, will ich auch ihren Gebrauch erklären.

Es giebt zwo Gottheiten, denen jeder gesunde Mensch opfert, aber alle wohlerzogene Leute halten es für einen Schimpf, dergleichen Opfer zuzusehen, oder darüber betreten zu werden. Deswegen wählt man ordentlicher Weise die allergeheimsten Oerter zu dergleichen Handlungen. Allein, durch eine sehr sonderbare Wirkung der französischen Lebhaftigkeit, vergessen die Pariser die Jahrszeit; und da dieß im Anfange des Maymonats war, so hatte die Hecke kein einziges Blatt, welches die Verrichtung zweener Andächtigen, die eben einer der Göttinnen opferten, hatte verbergen können.

Der

Der Irrthum.

Ob ich gleich in der Meynung gestanden, dieser Anblick habe die Delikatesse der Madame de Rambouillet so sehr beleidiget, daß es ihr deswegen unmöglich gewesen, einen Augenblick länger in den Garten zu bleiben: so ward ich doch nachgehends völlig überzeugt, daß sich die Französische Politesse bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhält. Ihre Eile ward durch ihre Ungeduld veranlaßt, mit tausend Fragen zu thun, ohne mir Zeit zu lassen, eine einzige zu beantworten, so hinlänglich meine Antworten auch hätten seyn mögen. An der grossen Pforte nahm sie also von Madame de la Garde Abschied, und sagte ihr, sie wollte Morgen früh Chokolade bey ihr nehmen.

Der Versuch.

Als ich dachte, Madame de Rambouillets Neugierde möchte ungefähr so ziemlich befriedigt seyn, hielt ichs für eine günstige Gelegenheit, der armen Mademoiselle Laborde das Wort zu reden.

Um Vergebung Madame, hatten Sie nicht ein Kammermädchen, welches Sie nach meinem Logis schickten, um den Brief abzufodern, den ich Ihnen itzt überliefert habe? . . . Sie ist doch noch in ihren Diensten? . . .

Ah, la coquine? Elle a foit bien des faux pas; non, Monsieur, elle est sur le pavé même. . . .

Ach, die Metze! Sie hat sich sehr unehrbar aufgeführt, mein Herr, und läuft itzt schon so gar auf den Gassen.

Das sieht noch gar nicht nach einer Aussöhnung aus; ich muß wohl meine Batterie verändern,

„Im

„In Wahrheit, es thut mir leid das zu „hören. Ich hoffe, sie ist noch wieder auf „guten Weg zu bringen. . . . Wie kam es Madame, daß Sie solche abschafften? . . .

Je crains, Monsieur, que vous n'y ayez un peu de part. . . . Ich fürchte, mein Herr, daß sie ein wenig mit Schuld daran sind.

„Wenn dem also, so erlauben Sie mir, „daß ich ihr Fürsprecher seyn darf. Ich „bitte, nehmen Sie solche wieder in ihre „Gunst auf. Vergessen Sie ihre vergange„nen Fehler; und ich will für ihre künftige „gute Aufführung Bürge seyn. Ich habe „ihre Begebenheiten gehört; sie verdient „Mitleiden.„

Ich fand, daß ich auf Madame de Rambouillets Herze einigen Eindruck gemacht hatte, und erzählte ihr also die Geschichte im besten Lichte. Sie stutzte nicht wenig

über die Gottlosigkeit ihrer Putzhändlerin; und in ihrem Eifer konnte sie sich nicht enthalten, ein

„Oh, la vilaine bou . . . gresse!„ heraus zu stossen, so äusserst züchtigt sie auch sonst war.

Nun glaubt' ich, wäre es Zeit: ihre Leidenschaft war flott geworden; ihr Mitleiden begann sich zu bewegen; und wenn die einmal unter Seegel gebracht wäre, dacht' ich, wollte ich sie bald im Hafen der Vergebung vor Anker bringen.

Die Bußfertige.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit; so wohl auf Erden, als im Himmel, ist mehr Freude, wenn man ein verirrtes Schaaf wieder zurück bringt, als darüber, wenn man eine ganze übrige Heerde in Ordnung bey einander hält.

Madame de Rambouillet willigte darein, der Laborde ihre Gunst wieder zu schenken, mit der Bedingung, sie sollte alle Mißhandlungen ihrer Putzkrämerin entdecken und vor einem Commissair aussagen, damit nach dem Gesetze mit ihr verfahren werden könnte. Dieses war leicht von ihr zu erhalten; und den andern Tag hatte Madame la Roche die Gerichtsbedienten im Hause.

Die Festung Bicêtre.

Wenn jemand auf seinen Eid aussagt, daß eine Frau die schleichende Profession einer Kupplerin treibt, so ist das hinlänglich, ihr ein Recht auf eine Wohnung in Bicêtre zu geben. Also ward, zufolge dessen, was Mademoiselle Laborde ausgesagt hatte, die Frau Mama la Roche, und drey von ihren adoptirten Töchtern dahin gebracht.

Cul de Sac de l'Oratoire.

Ich bitte um die Erlaubniß, hier einen Irrthum zu berichtigen, der sich in den ersten Band meiner empfindsamen Reise (Seite 168) eingeschlichen hat, und zwar um desto mehr, weil es ein geographischer und chronologischer Fehler ist, wofür sich jeder Reisebeschreiber, besonders von der empfindsamen Classe sehr sorgfältig hüten sollte. Die Stelle heißt also:

„Madame de Rambouillet erzeigte mir, „nach dem ich ungefähr sechs Wochen mit ihr „bekannt gewesen, die Ehre, mich in ihrem „Wagen, ungefähr zwey Meilen, mit sich „aus der Stadt zu nehmen. . . . Ich kenne „keine züchtigere Frau, als Madame de „Rambouillet; und wünsche keine mit mehr „Tugend und reinerm Herzen zu sehen. . . . „Als wir zurück fuhren, bat mich Madame „de Rambouillet, die Schnur anzuziehen. . . „Ich fragte, ob ihr was fehlte? Rien que „pisser, sagte Madame de Rambouillet.„

Das Factum ist richtig, und behält daher seine Kraft; allein die Zeit Wann, und der Ort Wo, erfodern, daß ich solche genauer angebe.

Es war erst eine Woche nachher, da ich mit ihr in der Thuillerie bekannt geworden; und die Begebenheit trug sich zu, in dem cul de sac de l'oratoire.

Dieses wird auch den Anachronismum, den man wegen meiner ersten Bekanntschaft mit Madame de Rambouillet bemerken möchte, wegbringen; weil solche erst in die Zeit nach meiner Zurückkunft aus den südlichen Provinzen fällt.

Der PET EN L'AIR.

Der Pet en l'air fängt an, unter den Damen von neuem Mode zu werden; und also braucht er hier nicht eigentlich beschrieben zu werden; ich will hier bloß den Ursprung der Benennung dieser beliebten Tracht bekannt machen.

Madame Pompadur fuhr an dem Tage, da sie diese Kleidung von ihrer Erfindung zum erstenmale trug, durch den Cul de sac de l'oratorie. Die Tracht hatte noch keinen Namen. Mademoiselle la Tour, eine von ihren Gesellschafts-Damen, oder vielmehr deh- und wehmüthigen Gespielinnen saß bey ihr, als zufälliger Weise ein Theil zusammengepreßter Luft, nach Hudibras Ausdrucke, den natürlichen Weg suchte und fand. Sie brach in ein lautes Gelächter aus, und sagte, voila le nom, voila le nom; und seit dem ist diese Tracht unter dem Namen Pet en l'air bekannt und gemein geworden.

Aehnliche Umstände erzeigen ähnliche Gedanken. Als Madame de Rambouillet ausstieg um rien que pisser, leistete sie mehr, als sie versprochen hatte, und als sie sich wieder in den Wachen gesetzet, sagte sie mit Lachen: „c'est un pet, pas en l'air mais dans le cul de sac de l'oratoire.„

Solche kritische Richtigkeit bey einer so delikaten Sache, muß ihren Witz in ein sehr hohes Licht setzen; und ob der Einfall gleich ursprünglich von Madame Pompadour herkam: so ist doch die letzte Verbesserung wenigstens eben so viel werth, als der erste Einfall selbst.

Der Zusammenhang.

Ich wette darauf, daß es dem Leser verdrossen hat, zu finden, daß, als Mademoiselle Laborde ihre Geschichte fortsetzte, der Zusammenhang gänzlich zerstört ward, und daß gar keine Erwähnung von dem Perruquier geschah, der auf die ernsthafteste und ehrbarste Weise eine eheliche Verbindung angetragen hatte, und der sich so wohl stund und ein so angenehmer Mensch von Person war, daß er alle Eigenschaften an sich zu haben schien, den heiligen Ehestand vollkommen glücklich zu machen.

Die Wahrheit zu gestehen, ich merkte selbst eine Art von Lücke an dieser Stelle ihrer Erzählung; da ich sie aber nicht gerne unterbrechen wollte: so ließ ich sie erzählen, was ihr ihr Gedächtniß eingab.

„Ey, Mademoiselle,„ sagte ich eines Tages, als ich bey ihr in Madame de Ram-

bou-

bouillets Zimmer saß, auf deren Zuhausekunft ich wartete, „à propos,„ (obgleich, im Vorbeygehen gesagt, die Frage so wenig à propos war, als nur irgend eine aus der Luft gegrifne Frage es seyn kan) „à propos, Mademoiselle Laborde, Sie haben mir ja nicht erzählt, was aus ihrem Liebhaber, dem Perruquier, geworden ist?„

„O liebe Zeit! das ist wahr! Ich hatte ihn ganz vergessen. Ich hatte den Kopf so voll von dem italiänischen Grafen und dem Lord Spindle, daß er keinen Raum darin hatte. . . . Der arme Mann! Ach!„

Warum seufzen Sie, nennet ihn der arme Mann? Ich dachte, er wäre in sehr guten Umständen gewesen.

„Ja, was das anbelangt, so waren seine Umstände auch recht gut; aber er war sehr unbedachtsam. Er ward zweymal vor das Amt gefodert, und in Strafe verdammt,

weil

weil er das Meisterrecht nicht gewonnen hatte; und doch war er so unvorsichtig, daß er sich im geringsten nicht daran kehrte, und zum drittenmale ward er in ein Gefängniß gesetzet, wo er, glaub ich, noch sitzet.„

Was? konnte ihn seine vormalige Herrschaft, die Düchesse, nicht los machen?

„Sie mochte sich wohl nicht öffentlich in diese Sache mischen wollen. . . . Ueberdem, glaub ich, hatte sie ihn wohl schon so ziemlich vergessen. Ein irländischer Collonel hatte seit einiger Zeit seinen Platz so gut ersetzt, daß diese hohe Familie anfing, einen Erben zu hoffen, nachdem die gnädigste Dame eilf Jahre in einer unfruchtbaren Ehe gelebt hatte.„

Und so sollte der arme Mensch im Gefängnisse verschmachten, weil der irländisch Collonel dieser hohen Familie so ersprießliche Dienste geleistet! Das behüte die Gerechtigkeit! das verhüte das Mitleid.

Die

Die Fürsprache.

Den folgenden Morgen erkundigte ich mich nach dem Orte, wo der Schor Tournelle gefangen saß. Darauf schrieb ich an den Aeltesten des Amtes, und schlug ihm vor, daß ich alle Kosten seiner Gefangenschaft bezahlen, und Bürgeschaft finden wollte, daß er in keine neue Uebertretung fallen sollte. In diesem Briefe erwähnte ich des Namens des Grafen von B**, mit welchem ich auch von der Sache sprach; und ich erhielt eine sehr höfliche Antwort, in welcher man mir sagte, Tournelle säße im Gefängnisse mehr seiner Halsstarrigkeit wegen, indem er sich der eingeführten Ordnung nicht unterwerfen wollte, als daß er im Geringsten unvermögend seyn sollte, die Kosten für seine Gefangennehmung oder des Meisterrechts zu bezahlen.

Ich ging also selbst zum Tournelle, den ich sehr gutes Muthes fand, weil er sich auf

den Schutz der Dücheſſe verließ: denn man hatte ihm geſagt, ſie ſey auf dem Lande geweſen, und würde ſich ſeiner gewiß annehmen, ſo bald ſie daher zurückkäme. Ich konnte ihm über dieſen Punkt ſeinen Irrthum nicht ſo leicht benehmen: als ich aber des irrländiſchen Collonels erwähnte, den er einige Zeit friſirt hatte, dazu der andern Umſtände, welche deſſelben Bekanntſchaft mit der Dücheſſe begleiteten, und meine zuverläßige Gewißheit hinzufügte, daß ſie ſeit zwey Monat keine Nacht von Paris abweſend geweſen: ſo ließ er den Ton ſinken, und erſuchte, mich ſehr unterthänig um meine Fürſprache.

Alsdann ſagte ich ihm die Bedingungen, vermöge welcher ich mich um ſeine Befreyung bemühen, und alle Koſten bezahlen wollte, die durch dieſe Gelegenheit veranlaſſet worden wären.

Das war ſeine Verheyrathung mit Mademoiſelle Laborde. Hier machte er nicht die

gering-

geringste Einwendung, sondern sagte, daß sie das einzige Frauenzimmer wäre, das er wirklich geliebt habe; und daß ich ihm keine angenehmere Verbindung vorschlagen könnte.

Zwei=

Zweifel.

Casuisten und Theologen werden vielleicht ihre Lehrbegriffe meinem Betragen entgegen setzen, und das Urtheil fällen, daß ich bloß jesuitisch für Tournelle gearbeitet habe. ... Ich hatte meine Zweifel.

Ob dieser Mann nicht glücklich seyn könnte, wenn er mit einem Frauenzimmer verbunden würde, welche, ob sie gleich einige Vergehungen auf ihrer Rechnung haben mag, solche einsieht, und völlig zu bereuen scheint.

Oder,

Ob ich ihn nicht unglücklich machen, und eine zu beyderseits Zufriedenheit gedeihende Ehe verhindern möchte, wenn ich ihm die wahre Beschaffenheit ihrer Aufführung entdeckte?

Alle ihre öffentlichen Vergehungen waren vorgefallen, derweile er von der Welt ent-

fernet war; und Unwissenheit in diesem Punkte, war ihm so gut als Tugend von ihrer Seite. . . .

Aber dann bedacht' ich, wozu schaden frohe Menschen nicht fähig wären.

On Eagle's Wings immoral scandal fly
Whilst virtuous actions are but born and die. (*)

(*) Ein Fehltritt wird unsterblich durchs Erzählen;
Der edlen That wirds selbst an Pathen fehlen.

Der

Der Entschluß.

Ich sagte Madame de Rambouillet alle die Schritte, die ich gethan hatte, und zog sie zu Rathe, was ferner am besten bey der Sache zu thun wäre. Sie sagte, sie wollte zu ihm schicken, um sie zu frisiren, und während daß er damit beschäftigt wäre, wollte sie ein Gespräch auf die Bahn bringen, worinn sie ihm einen Charakter zu zeichnen dächte, der der Laborde ihrem ähnlich seyn sollte, und wenn er ein solches Frauenzimmer nicht unfähig hielte, eine gute Ehfrau zu werden: so würde ihm alles, was er hernach von geschwätzigen Zungen erfahren möchte, an seiner Ruhe nicht hinderlich seyn.

Das wichtige Geschäffte.

Das Haarfrisiren ist itzo in Europa, ja sogar in Amerika (denn wie mancher ehrliche Friseur hat nicht schon die Reise nach diesem neuen Welttheile angetreten!) so gemein, daß es für einen Mann, geschweige denn für eine Dame, unanständig oder gar lächerlich scheinen sollte, sich ein paar Stunden ganz müßig hinzusetzen und den Kopf von heissen Eisen quälen zu lassen. Die christliche Liebe gewinnt immer dabey; sie dringt uns eine Fürbitte für die Bewohner der Pole ab .... denn es ist ein schrecklicher Tod, verbrannt zu werden.

Aber wie bescheiden ich bin? Zwo Stunden ist gar nichts! Eine französische Dame müßte sich halb todt schämen, wenn sie mit ihrer Toilette in dreyen fertig wäre. Dieß war also gewiß eine hinlängliche Zeit, die obwaltenden Sachen in Richtigkeit zu bringen. ... Madame de Rambouillets Kopf, und Mlle. Labordes ... Carakter.

Die

Die Unterredung.

Madame de Rambouillet.

Also wäre es Ihnen wohl möglich, ein Mädchen hochzuschätzen, da solche gleich eines Fehltritts mit einem andern Manne schuldig wäre?

Tournelle.

Das, Madame, würde bloß auf die Umstände ankommen.

Madame.

Was für Umstände meynen Sie?

Tournelle.

Erstlich, ob sie ihm den Vorzug aus Wahl gegeben; ob sie dazu gezwungen worden, oder ob die Dürftigkeit sie dazu gebracht hätte.

Madame.

In diesen drey Fällen also könnten Sie einem Frauenzimmer verzeihen, das Sie vorher geliebt hätten?

Tournelle.

Vorausgesetzt, daß ihre nachherige Aufführung deutlich bewiese, daß ihr Herz und

Gemüth nicht davon angesteckt sey; und daß ihr ihre vergangene Aufführung zum Leuchtthurme dienen würde, die Klippen zu vermeiden, woran so manches weibliches Geschöpf scheitert.

Madame.

Aber, also könnten Sie ihr auch verzeihen, daß sie verschiedene Liebhaber gehabt hätte, wenn Sie versichert wären, daß sie aus Dürftigkeit dazu gebracht worden, und daß sie völlig wiedergekehrt sey?

Tournelle.

Die Zahl, Madame, thut, nach meiner Meynung, in diesem Falle nichts zur Sache. Eigentlich und hauptsächlich käme es auf ihre gegenwärtigen Gesinnungen an.

Madame.

Und könnten Sie wohl so weit gehen, ein Mädchen unter solchen Umständen zu heyrathen?

Tournelle.

Warum nicht? Wenn ich sie einmal dazu lieb genug gehabt hätte, glaub' ich, würde

ich gegen ihre vergangene Schwachheiten blind genug seyn, vielleicht wäre ich auch eitel genug, zu denken, ihr künftiger Ehemann könnte wohl eine recht gute Frau aus ihr ziehen.

Madame.

Ich lobe es, daß Sie so vernünftig denken; und wenn nur die pariser Ehemänner halb so richtig in Ansehung ihrer Frauen dächten, so däucht mich, würde die Anzahl der Hörnerträger oder Hörnermacher nicht halb so groß seyn. . . . Der Henker! Sie brennen mir da eine Locke weg; eine Hauptlocke! Was fangen wir nun an?

Tournelle.

Que diable! Das kommt vom Heyrathen! . . . Aber die äusserlichen Fehler an einem Damenskopfe kann ich recht gut verbessern, laß sie so groß seyn als sie wollen. . . . Ich will gleich nach Hause laufen, und meine neu erfundene Haartour holen; sie wird Ihnen ganz gewiß gefallen, Madame.

Die Heyrath.

Der Leser, wäre er auch noch so abergläubisch, muß ja nicht meynen, daß dieser Zufall im geringsten, was Böses vorbedeutet habe; denn ich kann ihn versichern, daß ich bis auf diese Stunde ganz und gar nichts weiß, das vorgefallen wäre, wovon man glauben könnte, es sey dadurch vorbedeutet worden. Uebrigens wurden sie bald darauf getrauet: ich war Mademoiselle Labordens, der nunmehrigen Madam Tournelle, Brautführer; und man findet keine beßre Ehefrau in der ganzen Rüe St. Honoré, nicht in Renomée.

Was kann ich mehr sagen? . . . .

Sie ist in guter Hofnung. Und wenn ich gegen den Tauftag in Paris bin, werde ich Gevatter stehen; wo nicht? so ist schon ein anderer ernannt, der für mich das Kind aus der Taufe heben soll.

Ich.

Nachdem ich dergestalt Mademoiselle Laborde, glücklich, ehelich, moralisch und fast tugendhaft am Mann gebracht habe; so bleibt meiner Fürsorge nichts weiter übrig, als mein Ich.

Vielleicht denkt man, ich hätte doch noch wohl von Madame de Rambouillet, dem Comte de B.. der artigen Ladennymphe, dem Marquis de B * * *, dem Herrn P... dem Fermier General, von Madame de G.. Madame de V... Monsieur D..., dem Abbé M... dem Grafen Fainéant, und von allen meinen übrigen pariser Bekanntschaften, etwas zu sagen. Aber ich antworte, Nein!

Mein Ich... das ist es, was ich in einigen Monaten nicht untersucht habe.... Mit diesem Wesen habe ich eine Unterredung zu halten; dem Leichtsinne der petit maitres

sey es überlassen, sich mit dem Dunste ihrer genoßnen Ergötzlichkeiten zu speisen . . . Genuß im Traume!

Wie steht die grosse Rechnung zwischen mir und der Vernunft? Etwas ist bezahlt, aber weit mehr noch bin ich schuldig . . . Eine lange, lange Rechnung. . . Ach! wann werde ich einmal saldiren können!

O mein Eugenius! bedenken wir den schnellen Flug der Zeit, die lächerlichen Fesseln eines so grossen Theils des Lebens, seine kurze Dauer, die Phantomen, die wir verfolgen, die Schatten, die wir haschen: Ich erröthe, in mich selbst einen Blick zu thun, und wünsche, einer Untersuchung auszuweichen, davon der blosse Gedanke mir schon ein Grauen erweckt.

Eitelkeit, Thorheit,

Wie prächtig glänzen eure Altäre! Wie zahlreich sind eure Anbeter! Wie häufig eure Hekatomben!

Der Besuch.

Als ich bis so weit in dieser moralischen Selbstuntersuchung gekommen war, hörte ich eine Equipage vor meiner Thüre stille halten, und als ich aus dem Fenster sah, ward ich den Comte de B** gewahr, der nach Monsieur Yorick oder nach Monsieur Sterne fragen ließ. Er sah mich am Fenster und stieg augenblicklich aus.

Er kam sogleich die Stiegen herauf, und man sah es ihm an, daß es ihm sehr lieb war, mich zu Hause zu treffen. Es hätte etwas schwer gehalten, mein Logis zu finden, sagte er; daß niemand Monsieur Yorick kennte: und hätte nicht glücklicher Weise einer von seinen Leuten einen aus England zurück gekommenen Bekannten auf Pontneuf angetroffen, den er gleichfalls gefragt, so würde wohl in seinem Hause niemand auf den Einfall gekommen seyn, unter dem Namen Herr Sterne nach mir zu fragen. Auf diese

Weise

Weise aber sey er hinter die Auflösung des Räthsels gekommen, und habe er augenblicklich nach dem Buchführer geschickt, ihm alle Theile des Tristram Shandy, und Sternes Predigten in einerley saubern Band binden zu lassen.

Ein solches Compliment erforderte natürlicher Weise, daß ich ihm eins dagegen über seine Menschenliebe und weitläuftige Belesenheit machte; doch ging das Gespräch bald zu politischen Dingen über. Der Graf verrieth viel Einsicht und eine grosse Kenntniß in den Verfassungen, Gesetzen und Gebräuchen, und schien mit unsern berühmten politischen Partheyen und Carakteren sehr gut bekannt zu seyn.

Doch mit alledem, sagte er, ist dieses nicht die Ursache meines Besuchs. Mr. de L**, hat, mit dem Beystande des Abbee T**, eine kleine, sehr hämische Schrift gegen den Marquis de M** geschrieben, welche

welche itzt herum geht. Nun sehen Sie, fuhr er fort, habe ich eine Gegenschrift aufgesetzet, und ich bin so eitel, zu glauben, daß ich seine Gründe über den Haufen geworfen, und die Lacher auf meine Seite bekommen habe; und nun möchte ich mir Ihren Rath über eine schickliche Vignette ausbitten.

Mein Einfall ist ein Elephant, den ein Affe auf dem schlaffen Seile tanzen lehrt.

Der Einwurf.

Monsieur le Comte, sagt' ich, da Sie mir die Ehre erweisen, mich bey dieser Gelegenheit um meine Meynung zu fragen, so hoffe ich, werden Sie es nicht übel deuten, daß ich solche ganz offenherzig sage.

„Auf keine Weise!„ versetzte er.

Also, Monsieur le Comte, der Gedanke ist gut, aber, pardonnez - moi, er ist nicht neu.

„Nicht neu! . . . Wo ist er denn jemals gebraucht?„

Eine Anecdote

von der verstorbenen Herzogin

von Marlborough.

Lord Grimstone, machte in seinen Jünglingsjahren, da er noch auf Schulen war, eine Komödie, genannt: Das Advokaten-Glück. Dieses Stück war so weit entfernt, einiges damatisches Verdienst zu haben, daß es kaum etwas anders enthielt, als handgreifliche Ungereimtheiten; betrachtet man aber die jungen Jahre des Verfassers und daß der Druck dieses Stückes wahrscheinlicher Weise von seinen partheyischen Aeltern veranstaltet wurde, um einem Kinde zu liebkosen; wenn man ferner in Erwägung zieht, daß der Verfasser bey reifern Jahren, als er das Stück wieder durchsahe, die Fehler desselben merkte, und alle mögliche Sorgfalt anwendete, die ganze Auflage an sich zu kaufen, damit, wo möglich, ein so nichtsbedeutendes Werk nicht einmal gegen seine

Talente, selbst als Kind, angeführt werden könnten: so scheint ein solcher Irrthum völlich entschuldigt zu seyn: und in der That sind die strengsten Kunstrichter weniger zu tadeln, als eine gewisse Dame, welche für gut fand, sich ihm bey einer Parlamentswahl, bey der er sich als ein Candidat angegeben hatte, zu widersetzen, und daher auf ihre eigne Kosten eine grosse Auflage von dieser Komödie drucken, und unter die Wählenden austheilen ließ. Sie hatte eine Vignette davor stechen lassen, welche eine Anspielung auf des Verfassers Verstand enthalten sollte. Man sah darin einen Elephanten, der auf dem schlaffen Seile tanzte. Indessen ward doch dieser Herr, trotz dieser Bemühung, ihn in den Augen seiner Wahlherrn lächerlich zu machen, zum Parlamentsgliede erwählt.

„Fort bien, Monsieur, mais où est le singe?„

Recht gut, mein Herr, wo ist aber der Affe?

O, mit dem hämischen Affen habe ich nichts zu schaffen, Monsieur le Comte; obgleich im Hintergrunde etwas war, das einem Affen sehr ähnlich sah.

Die Ueberzeugung.

Nichts in der Welt ist schwerer, als einen Franzosen von seinem Irrthume zu überführen, besonders wenn sein Witz oder Verstand dabey in Gefahr zu kommen scheint, bezweifelt zu werden; dergestalt, daß der Graf de B** so ein wohlgezogener Herr er auch war, doch noch so viel von einem Franzosen an sich hatte, daß ich ihn roth werden sah, sobald ich der allegorischen Vignette der alten Herzogin erwähnte; und ich merkte deutlich, daß er sehr gerne alle zerstreuten Exemplare von dem Advokaten = Glücke, um einen höhern Preiß an sich gekauft hätte, als selbst Lord Grimstone, um sich dadurch das Verdienst einer neuen Erfindung zu versichern.

Politesse.

Indessen behielt doch der Graf jedes Merkmal von äusserlicher Politesse bey, und schien über einen Wink, den ich ihm zur Verbesserung seines Kupfers gab, sehr vergnügt zu seyn. Er bestund darauf, ich sollte des folgenden Tages bey ihm essen, setzte aber hinzu: „Vous me ferez un plaisir très „singulier, de ne mentionner à per„sonne l'idée que vous m'avez donnée „à l'égard de cette planche.„

„Sie werden mir einen ausserordentlichen Gefallen erzeigen, wenn Sie des Winkes, den Sie mir in Ansehung dieses Kupfers gegeben haben, gegen keinen Menschen erwähnen.„

Ich versprach, ich wollte das nicht thun.

Das ist die Ursache, warum ich solches hier nicht beschreibe; ob ich gleich dadurch viel-

leicht das Lob erwerben könnte, etwas ähnliches mit Hogarth zu haben — und ob es gleich als ein sehr gutes Titelkupfer vor diesen vier Bänden meiner empfindsamen Reise hätte zu stehen kommen können.

Aber Yoricks Wort ist kein Spaß.

Neubegierde.

Neubegierde war stets die Quelle des menschlichen Elendes. Wie theuer bezahlte nicht Eva dafür? welch einen Preiß bezahlt nicht dafür das menschliche Geschlecht jeden Tag? Man kann solche in zwo Classen abtheilen: die Erste ist das Verlangen, sich vermitelst der Geschichte mit den vergangenen Zeiten bekannt zu machen, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, die Tiefen der Wissenschaften zu ergründen, oder dergleichen löbliches Bestreben. Diese Classe von Neubegierde kann nicht sorgfältig, nicht beständig genug unterhalten und aufgemuntert werden, weil wir durch eine Kenntniß des Vergangenen lernen, wie wir uns bey vorfallenden Gelegenheiten nehmen sollen; denn, wie Cicero sagt: nescire quod antiquam natus esses actum est, id semper esse puerum.

Die zwote Classe der Neubegierde besteht in dem vorwitzigen Verlangen, alles zu wissen,

sen, was andre Leute thun oder vornehmen; und diese Art von Neubegierde ist eben so höchst tadelnswürdig.

Die alten Einwohner von Creta machten ein Gesetz, vermöge dessen verboten war, bey Strafe des Auspeitschens, keinen Fremden zu fragen; wer er sey? woher er käme, oder was er für Gewerbe habe? und denen, die auf dergleichen Fragen antworteten, untersagte man den Gebrauch des Feuers und des Wassers. Der Grund, den sie für dieses Gesetz anführten, war, daß ein Mann, der sich um andrer Leute Geschäfte nicht bekümmert, den seinigen desto besser vorstehn könne.

Himmel! wäre ein solches Gesetz in Europa, oder besonders in Paris, dem Mittelpunkte aller Neubegierde, in Kraft, wie sehr würde nicht noch der Vorwitz der Pariser durch die Begierde erhitzt werden, diese Reitze ohne alle Hülle zu sehen, welche zwar freylich das Frauenzimmer eben nicht

sorg-

sorgfältig verbirgt, die es doch aber ungern auf diese Art öffentlich zur Schau gestellt, und ausgestrichen haben möchte! Ich will damit eben nicht sagen, daß sie auf diesen gezwungnen Spatziergängen keine männliche Begleiter haben würden, die nicht mehr wären als blosse Zuschauer; denn ich glaube, daß in dieser Stadt die Petit maitres die grössesten Frau Gevatterin, wie gehts? von der Welt sind.

Diese dumdreisten Schwätzer scheinen keinen eignen Gedanken in ihrem Kopf erzeugen zu können; man möchte sagen, daß ihr ganzes Wissen in der Kenntniß von ihres Nächsten Handlung besteht; und derweile sie mit tadelnden Tone wieder hersagen, was sie schwatzen gehört haben, vergessen sie den lächerlichen und schändlichen Charakter, in welchem sie eben alsdann erscheinen.

Plutarch und Plinius haben beyde zum Lobe des Römers, Marcus Pontius

geschrieben, der nie so neubegierig war, sich zu erkundigen, was in Rom, oder auch nur in seines nächsten Nachbaren Hause vorginge. Doch dieß ist ein ausserordentliches Beyspiel, und wird keine Nachahmer finden, so lange politische und alle andere Arten von Neuigkeiten die ganze Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu ziehen scheinen.

Die Kritik.

Ich sehe zum voraus, daß mich die Schnarcher anfahren und sagen werden: . . . „So, Herr Yorick, wollten sie alle Neugierde, allen Durst nach Wissen verbannen, wenn sie nicht unmittelbar auf Wissenschaften geht? . . . Wer, beym Henker, wollte dann Ihre Werke lesen?

Antwort . . . Man würde alsdann nichts anders lesen, weil sie die Quintessenz aller Gelehrsamkeit, die Tiefe aller Wissenschaften, und das non plus ultra des Genies enthalten.

Die Anwendung.

Ich will hier meine Ursachen anführen, warum ich besonders der pariser Neugierde so spinne feind bin.

In einem Stockwerke mit mir wohnte ein Mann, der wie ein Officier gekleidet ging: er stund an der Hausthüre, als der Graf de B . . . unter zweyerley Namen nach mir fragen ließ. Sie waren alle beyde seinem Ohre und seinem Verstande fremde, und dieß war genug, seine Neugierde zu erregen. Er horchte in jedem Caffeehause in Paris, ob er etwas von mir erfahren möchte: was er dort von mir hörte, setzte er mit zu seiner vorhergemachten geheimnißvollen Rechnung, um, wie Gift sehr leicht ander Gift an sich zieht, desto mehr Gift aus meinem Charaktere zu pressen.

In jedem Caffeehause in Paris findet man einen politischen Löwen, oder Hofspion, der alles

alles, was er anmerkt, das nach seiner Meynung dem Minister gefallen, oder zu einer Entdeckung leiden möchte, überbringt. Da mein Name auf diese Weise herum gieng, lagen des andern Morgens nicht weniger als zwey und dreyßig Nachrichten von meiner Person auf dem Schreibezimmer des Dücs de **, welche alle dahin gingen, ich sey ein gefährlicher Mensch.

An eben dem Tage machte ich meinen Besuch bey dem Comte de B**, bey welchem ich auch zum Essen blieb. Während meiner Abwesenheit ward meine Wohnung durchsucht; man bemächtigte sich aller meiner Papiere, und bey meiner Zuhausekunft wartete eine Lettre de cachet auf mich.

Die Fürsehung.

Dunkel und gekrümt sind die Wege der Fürsehung . . . Kurzsichtige Sterbliche! euch war es nicht heilsam, einen Blick in die Zukunft zu thun; oder dürftet ihr das, dann würde das Vorauswissen der Zufälle, statt eure Glückseligkeit zu beschleunigen nur euer Elend vermehren.

Mit was für einem muntern Gemüthe kleidete ich mich an, um den Comte de B** zu besuchen! Mit welcher Ruhe und Fröhligkeit stieg ich in den Wagen, und sachte zu La Fleur er sollte nach B**s Hotel fahren lassen. Wie wenig vermuthete ich, daß gerade in diesem Augenblicke die Hand des Ministers mein Urtheil unterschrieb.

Der Graf de B*** empfing mich mit der grösten Höflichkeit; und sagte mir als ein Geheimniß, daß der Duc de C**l meinen Einfall mit der Vignette sehr schön gefun-

funden habe. „Er wird heute zu Mittage hier essen„ . . . kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Minister erschien. Der Graf stellte mich dem Herzoge vor; aber ich merkte in seinen Antworten eine Kälte und eine Zurückhaltung, dergleichen ich bis dahin noch nie an einem Franzosen bemerkt hatte.

Sie gingen auf eine Zeitlang in ein Zimmer alleine. . . . Der Graf kam zurück und that mir allerley Fragen, die ich mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit beantwortete. Sie waren etwas ungewöhnlich; aber ich dachte, er habe ein Recht, meine Erklärung zu erwarten.

Ungefähr eine Viertelstunde nachher, kam der Düc wieder mit den Grafen ins Zimmer und zwar mit einem so heitern und offenen Gesichte, das sich von dem vorigen ganz unterschied. Die Gesellschaft ward zahlreicher, und daß Gespräch allgemein, witzig, und angenehm.

Die Zuhausekunft.

Sobald meine Kutsche vor der Thüre stille gehalten, lief der Wirth auf mich zu, mir zu sagen, wenn ich nicht Lust hätte, in der Bastille zu wohnen, so müßte ich so schnell wegfahren als ich nur immer könnte. Ich stutzte über diesen Vortrag, und bat ihn, in meine Kutsche zu steigen, und wir fuhren durch verschiedene Gassen, indessen er mir von allem Nachricht gab, was vorgegangen war.

Gütiger Gott! ist das möglich? . . . da ich noch diesen Mittag mit dem Duc de C * gegessen, und ihn eben vor einer halben Stunde verlassen habe! . . . Ha! daß Geheimniß ist heraus: . . . unmöglich kann sich ein rechtschafner Mann so sehr verstellen; . . . und ich will diese Nacht in meiner bisherigen Wohnung schlafen.

„Pour l'amour de Dieu! ne le faites pas.„

Was

Was hab ich zu fürchten? Ich verlasse mich auf die Redlichkeit und Unschuld meiner Absichten.

So wie ich dieß gesagt, ließ ich den Kutscher nach meinem Hause fahren, woselbst ich, als ich ausgestiegen war, alle meine Papiere zurück gesandt und ein kurzes Billet von dem Grafen vorfand.

„Vous avez des ennemis, mais n'ayez „pas peur; on voit que vous étet un „honnetté homme.„

Sie haben Feinde, aber seyn Sie unbesorgt; man sieht, daß Sie ein ehrlicher Mann sind.

Lebe wohl, Paris!

Hätte mir auch dieses letzte Verfahren nicht einen so grossen Widerwillen dagegen beygebracht, unter einer Regierung zu leben, woselbst weder die Person noch die Güter eines noch so unschuldigen Mannes in Sicherheit sind; und woselbst, ohne einen blossen Zufall, ich vielleicht die übrigen Tage meines Lebens in einem elenden Gefängnisse hätte schmachten müssen; ich sage, hätte mich auch diese Betrachtung nicht genöthiget: so würde mich doch Ihr Brief, Eugenius, in welchem die Ursach des Aufschubs Ihrer Reise, Ihre schwere Krankheit, so lebhaft geschildert war, keinen Tag länger in dem Paradiese der Coquetten, dem Elysium der Petimaitres, und dem Mittelpunkte der Tändeleyen gelassen haben.

Ich ließ meinen Mantelsack packen, nahm schriftlich Abschied von Madame de Rambouillet; schrieb einen Brief an den Grafen

de B**, worin ich ihm den ehrlichen La Fleur bestens empfahl, weil ich ihn schon vorher mit seiner Treue und seinem erzgutem Gemüthe bekannt gemacht, und aus vielen Dingen geschlossen hatte, daß La Fleur nicht der Franzose sey, der in England sein Glück machen würde, . . . und setzte mich noch denselben Abend auf die Post, so leicht ich mich bey dem allen von jedermann in Paris trennte, selbst Madame Tournelle nicht ausgenommen so nahe ging mirs, den guten La Fleur zurück zu lassen. Aber sein Glück woll't es. Ich hätte ihn freylich ohne Mühe bereden können, mit mir zu ziehen; aber ich möchte nicht gerne der Mann seyn, der seine Bequemlichkeit dem Glücke eines Bedienten vorziehen könnte.

Die Postschaise.

Ich war nicht sobald in die Postschaise gestiegen, als ich den entworfnen Plan meiner Reise, in wie weit ich denselben ausgeführt, und überhaupt, was ich dadurch für Vortheile erreicht; zu überlegen anfing.

„In Frankreich verstehen sie das Ding besser.„ . . .

Dieser Ausspruch veranlassete meine Reise. . . . Es verdroß mich, daß man zweifelte, ob ich auch berechtigt wäre, es zu behaupten? und faßte den Entschluß: selbst ein Augenzeuge von der Sache zu werden.

Ich glaube wohl, daß der Leser bis itzo auf der Folterbank der Ungeduld gelegen, zu wissen, was es denn eigentlich war, und ob sies in Frankreich wirklich besser verstunden.

Es ist wohl einmal Zeit, daß ers erfahre.

Der

Der streitige Punkt war die unbequeme Gewohnheit, bey Tische Gesundheiten und nach Tische Toasts zu trinken. Folgender Aufsatz von meinem Freunde Gubbins:

Vom Gesundheittrinken.

„Ich hoffe bald das Vergnügen zu haben, uns wegen der Abschaffung der abgeschmackten und lästigen Gewohnheit, über Tische Gesundheiten zu trinken, Glück zu wünschen. Ich habe nichts dawider, auf das Wohl unsrer abwesenden Freunde die Gläser zusammen zu stossen und auszuleeren, wenn das Tischtuch abgenommen; aber während dem Essen auf die Gesundheit aller der Personen zu trinken, die am Tische sitzen, das ist eine abgeschmackte, lächerliche, beschwerliche, elende und unsinnige Gewohnheit.„

„Ueberdem ist es eine wahre Grobheit und Schimpf für die Gesellschaft, wenn man auf den ersten Ursprung dieser so heilig gehaltenen Gewohnheit zurückgeht. Als die Dänen in vorigen Zeiten England eroberten, hatten sie noch so ihre sonderbaren Sitten und Gebräuche an sich. Einer davon war, daß sie den Engländern, wenn sie mit ihnen

zu Tische sassen, zuweilen, unterdessen die letzten tranken, ein Messer in die Kehle oder den Leib stiessen. Dieses konnte freylich den Engländern keineswegs gleichgültig seyn; sie nahmen also die Abrede, einer des andern Beschützer zu seyn, wann sie tränken. Wenn ich also auf jemandes Gesundheit trinke; so heißt das nach einer richtigen Paraphrasis so viel, als: „Lieber Freund! ich besorge, „dieser Herr, der hier neben mir sitzt, könnte „noch dänisches Blut in den Adern haben, „und daher fürchte ich, er möchte, derweile „ich trinke, mit seinem Messer über meine „Gurgel fahren wollen; erzeigen Sie mir „also die Liebe, und lassen ihn nicht aus den „Augen, damit ich mit Sicherheit und ohne „Gefahr trinken könne.„ Die Antwort des Freundes heißt: „Trinken Sie nur ru„hig; ich will schon Achtung geben.„ Und ich beschliesse diese geheime Unterredung mit: „Ich danke Ihnen mein Freund! Auf ihre „Gesundheit!„ Das heißt: „Gott gebe „nur, daß Sie so lange leben und gesund blei-

„ben, bis ich meinen Durst gelöschet habe, „damit Sie mich vor seinen gottlosen Ab„sichten beschützen können.„ Das ist der getreue Verstand der Gesundheiten über Tische. Wirklich ein feines Compliment für alle übrigen in der Gesellschaft, den einzigen ausgenommen, auf dessen Gesundheit ich trinke: meine Herren, ich fürchte, Sie sind alle Meuchelmörder! u. s. w.

„Laßt uns also dieses Andenken der Grausamkeit und der Tyranney mit dem darauf gegründeten Gebrauche verbannen! Warum wollen wir uns den Vorwurf mit Gewalt zuziehen, daß wir ungesittet sind, und keine Lebensart haben? Denn es ist nicht allein abgeschmackt, sondern auch sehr unhöflich, wenn man eine Gewohnheit, die sich auf barbarische Handlungen gründet, hernach noch fortsetzet, wenn gar kein Anlaß mehr dazu vorhanden ist.„

„Aber noch mehr; die Gewohnheit, bey der Mahlzeit Gesundheiten zu trinken, hat

ihre

ihre eigne Beschwerden. Trinkt man nicht auf das Wohl eines jeden, der gegenwärtig ist: so hält sich der für beleidigt, den man übergangen hat. . . . Es giebt also eigentlich nur zwey Mittel: man muß entweder so oft trinken, als Personen vorhanden . . . und das kann Arbeit werden . . . oder mehrere auf einen Trunk nehmen; aber da kann man Gesundheiten in die weite Welt hinein trinken, ohne daß jemand, oder auch man selbst weiß, wie viele noch zu der folgenden Summe gehören; oder man muß die Namen hier nennen. In diesem letzen Falle hab' ich oft angemerkt, daß wenn jemand zwey oder drey aufruft, die Augen der übrigen in dieser Gegend auf den Trinker gerichtet waren, und gleichsam sagten: „Wir hoffen doch nicht, „Herr, daß Sie uns vergessen werden!„ Nun aber nennt ein braver Mann bis sechs Personen bey einem Glase her, und spart sich ein halb Dutzend aufs folgende Glas, in der Meynung, es recht gut zu machen. . . . Recht gut auch für die, deren Namen er genannt

nannt hat, aber die übrigen sind nun seine Feinde, denn er hat sie zurück gesetzt.

Man hält es überall für unhöflich, jemand in einer andern Beschäftigung zu stören, warum denn nicht bey Tische? Ich bringe jemanden seine Gesundheit; er hört es nicht so gleich, weil er mit sonst etwas beschäftigt ist, da soll ich nun aus verkehrter Höfligkeit lauter rufen . . . Diejenigen, die nahe bey mir sitzen, lächeln; was thuts? ich würde keine Lebensart zu besitzen scheinen, wenn ich nicht immer lauter schrye, bis endlich ein mitleidiger Nachbar den Herrn anstoßt und ihn bemerken läßt, daß der ehrliche Gubbins sich seit einiger Zeit bemühet, seine Gesundheit zu trinken. Nun danket er, und bittet um Entschuldigung, da ich um Verzeihung bitten sollte, daß ich so grob gewesen bin, ihn zu stören.

. . Bey den alten runden Tafeln wars noch eine andre Sache, da konnte man sich wenig-

nigstens sehen! aber bey den itzo eingeführten langen, eckigten Tischen geht das nicht an, und das Gesundheittrinken ist also noch beschwerlicher. Angenommen, es sitzen an einem solchen langen Tische an jeder Seite zehn Personen, und der Erste will die Gesundheit des Neunten, oder der Neunte die Gesundheit des Zweeten trinken, wie soll er es anfangen? Ich höre mir rufen, weiß nicht, woher die Stimme kommt; und von Rechtswegen sollten wir uns doch einander ansehen. ... Wir müssen uns also vorne über den Tisch beugen, wobey wir unserer Nachbarn Teller aus unsern Perrücken einpudern, oder ausrufen: Die sechs Herren zu meiner Rech„ten, oder zu meiner Linken, belieben sich „ein wenig zurück zu beugen, daß ich den „Herrn N. sehen kann.„ Plötzlich ruhet das Werk der Hände, Messer und Gabeln dieser Herrn, und die Ceremonie wird vollzogen.

Da ich nicht gerne unhöflich scheine, und mir die Ehre des Gubbins sehr am Herzen

liegt, so habe ich mir ein eignes System über das Gesundheittrinken gemacht. Ich mache es also: in einer Gesellschaft überlege ich sorgfältig, wie viele Personen vorhanden, deren Gesundheit ich trinken muß; gesetzt, es sind zwölfe, so theile ich die Gesellschaft in drey Theile; vier Mann auf ein Glas. Dann setze ich mein Glas vor mir hin und laure, bis die Augen desjenigen, den ich aufs erste Glas nehmen will, auf mich gerichtet sind; denn ich habe mirs zum Gesetze gemacht, bey der Mahlzeit niemals mehr zu schreyen, um nicht durch ein unvermuthetes Schrecken meiner Nachbarn Verdauung zu verhindern . . . Nun fasse ich endlich seine Augen . . . geschwinde beuge ich mich gegen ihn mit dem Kopfe; er dankt mir auf gleiche Weise und damit fahre ich so lange fort, bis ich meine viere zum ersten Glase beysammen habe. Sind solchergestalt die Präliminarien des ersten Trunkes berichtiget, so schreite ich zum Werke selbst, wozu ich dann dreyviertel Zeit weniger gebrauche, als alle übrigen.

Neu-

Neulich war ich bey einem Gastmahle, wo mir das Unglück recht auf dem Fusse folgte. Hören Sie nur die Unglücksfälle, die mir dabey überkamen. Ich habe eben eine Schnitte von einem schönen Truthahn über die Gabel gefaßt, als jemand zu meiner Rechten leise sagt: ich gebe mir die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken, Herr Gubbins; ich höre nichts davon, und will eben mit dem Bissen in den schon geöfneten Mund fahren, als mich ein geschäftiger Nachbar zur linken am Aermel zupft und sagt: Herr Pontoon will Ihre Gesundheit trinken. In der Meynung, er sässe an der Seite, wo man mich zupfte, wende ich mich dahin und sage: ich danke ergebenst, mein Herr. Aber hier saß keine Pontoon; er war an der rechten Hand der Sechste von mir. Schnell kehre ich mich nach dieser Seite, und stosse in der Eile eine Sauciere um, die vor meinem nächsten Nachbar steht, und giesse ihm die Brühe übers Kleid. Man kan leicht denken, daß ich mich nicht wenig schämte. . . . Ich

bat

bat ihn tausendmal um Verzeihung, und nahm mir vor, inskünftige behutsamer zu seyn. Ich rührte also meinen Braten eine Zeitlang nicht an, ob etwan eine andere Gesundheit ankommen möchte. Der Bediente, der mich so müßig sitzen sieht, setzt sichs im Kopf, ich müsse wohl nicht mehr vom Braten essen wollen, und will mit Teller und Braten zugleich fortgehn; und kaum konnte ich es noch mit aller meiner Mühe retten. Da ich beständig suche, aus meinen widrigen Begebenheiten Vortheil zu ziehen, so stellte ich darüber meine Betrachtungen an, daß ich so erschrocken war, und nun meinen Braten so stille auf dem Teller hatte liegen lassen. Ich fuhr endlich ganz behende mit einem Bissen zum Munde . . . da erscholl' es von einer andern Gegend: Herr Gubbins, Ihr Wohlseyn! Ich wollte den Mann nicht gerne lange warten lassen, nnd dachte auch, ein paar Worte liessen sich noch wohl mit einem Stück Braten im Munde aussprechen . . . Ich sage ergebensten Dank . . . aber mein Herr, das

unglückliche Gezische des S . . . Kurz, ich sah meinen Braten wieder auf dem Teller. Zum grossen Glück ward dieses Vorfalls niemand gewahr, als ich, fünf oder sechs Bediente, und der, der meine Gesundheit trank; dieser lächelte, ich war roth und die Bedienten hielten die Tellertücher vors Gesicht. Wie bereits gesagt, ich suche Nutzen aus meinen Unglücksfällen zu ziehen, und faßte den vesten Entschluß, ein andermal geschwinder zu käuen. Aber grausames Geschick! Menschen wissen niemals die Mittelstrasse zu halten, und sind entweder zu langsam oder zu geschwinde. . . . Eine neue Stimme ruft mich an: Ihre Gesundheit, Herr Gubbins! Das Unglück beym vorigen Bissen fiel mir ein; ich wollte also geschwinde meinen Braten zermalmen, käuete aber gar zu geschwinde. . . . Ein Stückchen zu braune Haut fiel mir in die Luftröhre, und verursachte mir einen solchen Husten, daß die ganze Gesellschaft in Sorgen geriebt und böse Folgen fürchtete. Sie hatte auch wohl

Ursach,

Ursach, denn entweder mußte Gubbins den Truthahn auf die Seite schaffen, oder der Truthahn schafte den ehrlichen Gubbins auf die Seite. Zu meinem Glücke behielt Gubbins die Oberhand, und Braten, Farce und Brühe wurden gesprengt. Ich weiß selbst nicht, was ich hätte thun sollen, noch was ich that; nur das weiß ich, das ich eine halbe Stunde nach dem Essen, an eben dem Tische, in eben der Gesellschaft auf meinem Stuhle saß. Ich trank ein bis zwey Glas Wein, um mich zu erquicken, faßte wieder Muth, und that der Gesellschaft folgenden Vorschlag: In unserer Stadt soll bey jedem Gastmahle ein Bedienter mit einer bunten Jacke und Kappe hinter dem Wirthe auf einem hohen Schemel stehen, in der einen Hand einen hölzernen Hammer und in der andern ein rundes Brett halten, und wann eine Gesundheit getrunken wird, soll er dreymal aufs Brett klopfen und laut rufen: Achtung! Ohren aufgethan, Mund rein gemacht! Herr N. trinkt des

Herrn N. Gesundheit. Ist der Trunk geschehen, soll er wieder anklopfen und sagen: Essen Freyheit! und so bey jeglicher Gesundheit. Der Vorschlag ward verworfen, dagegen aber ward beliebt und ausgemacht: Ein jeder soll hinführo die Freyheit haben, zu trinken, wann ihn durstet, so wie er sie bisher gehabt hat, zu essen, wann ihn hungert; und es soll hinfüro für eben so unhöflig gehalten werden, bey jedem Trunke der Gesellschaft ein thörigtes Zeichen zu geben, als man solches bisher bey jedem Bissen dafür würde gehalten haben. Aber das weise Gesetz unsrer Stadt ist noch nicht allenthalben in England gültig.„

Wort zum Räthsel.

... Den er mir und etlichen andern auf einem Caffeehause vorm Drucke vorlas, veranlassete das Gespräch, meinen Ausspruch, die höflich triumphirende Frage: „Sind Sie in Frankreich gewesen? .. und meinen plötzlichen Entschluß, mit meinen eignen Ohren zu hören, und mit meinen eignen Augen zu sehen, was ich bisher über diesen Punkt freylich nur von Hörensagen wußte.

Und nun kan ich sagen, ohne eine solche schnippische Frage zu befürchten:

„In Frankreich sind die Gesundheiten „abgeschaft, und Toasts sind dort niemals eingeführt gewesen.

In so weit also habe ich einen Zweck meiner Reise erfüllet.

Ob aber meine Landsleute bey dieser meiner gewissenhaften Relation denken werden: tant mieux, oder tant pis? das kann ich nicht entscheiden, ob ich gleich mit aller Bescheidenheit mich selbst rühmen darf, daß ich itzt diese beyden Ausdrücke nach ihrem wahren Sinne kenne.

Amiens.

Der Postillon fuhr langsam genug, um meine angestellte Betrachtung nicht zu unterbrechen. Das angenehme Lustschloß Chantille hatte ich gesehen, und ich rathe jedem Reisenden dasselbe zu thun, wenn er ein Liebhaber von schöner Architektur, prächtigen Zimmern und noch prächtigern Möbeln ist. Bis Amiens begegnete mir nichts sehr merkwürdiges. Sehr merkwürdiges wohl auch nicht da? sagt der Leser? . . . Es war bereits Ein Uhr, als ich hier ankam; ein scharfer Hunger trieb mich an, mich vor allen Dingen nach dem Essen zu erkundigen; ich fragte also den Wirth, was er am geschwindesten herbeyschaffen könnte?

„Tout ce que vous voulez.„

Ein prächtiger Küchenzettel, dacht ich.

Aber was haben Sie im Hause bey der Hand?

„Tout ce que vous voulez.„

Haben Sie Rebhühner?

„Non.„

Schnepfen?

„Non.„

Enten?

„Non.„

Junge Hühner?

„Non, Monsieur, qui soint propre à manger.„

„Mein Herr, abgethan sind keine.„

So ists für einen Reisenden mit Extrapost eben so gut, als ob Sie gar keine hätten.

Haben Sie Fische?

 Point

„Point du tout aujourd'hui.„

O, sagen Sie mir nur, was ist denn das Alles, was Sie haben?

„Des côtelets de mouton, à la Maintenon.„

Hammelcotelets mit einem Ueberguß a la Maintenon? . . . O, Hunger thut wehe! Geben Sie nur her, Herr Bonifacius!

Der Scherz ging aus zwey Ursachen verloren; erstlich, verstund er meine Sprache nicht; und zweytens, hätte er sie auch verstanden, und die Komödie nicht gesehen, worin der dicke Bonifacius vorkommt: so konnte er sichs einfallen lassen, daß ich mit dem Namen auf sein hageres Gerippe anspielte.

Welch ein Lärmen.

Es ist für jedermann, besonders aber für einen Engländer, eine mißliche Sache sich auf eine gute Mahlzeit zu freuen, wenn er durch Frankreich reiset. Kann er mit einem Pfannekuchen, einer Zwiebelsuppe oder einer Fricassee von Fröschen, deren es hier häufig giebt, vorlieb nehmen: so darf er nicht fürchten Hunger zu leiden; setzt er sich aber ein gutes Stück Rindfleisch oder dergleichen in den Kopf, o weh! wie wird sich sein Magen, von Calais an, bis er wieder in Marseille zu Schiffe steigt, betrogen finden.

Mir ging es noch viel ärger; denn, nachdem ich alle meine Ansprüche auf ein paar Hammelribben eingeschränkt hatte, obgleich meine Immagination durch den prächtigen Küchenzettel des Wirths verleitet worden, auf etwas bessers zu denken: so waren diese Cotelets nicht einmal zu finden. Ein Stück Hammelfleisch von ungefähr drey Pfund, auf

welches der Wirth sich mit seinem „Tout ce que vous voulez„ steifte, war verschwunden.

„Où diable est le mouton?„

„Peste! où est le mouton?„

„. . . où est le mouton?„

Jeder Winkel in der Küche, jeder Nagel in der so genannten Speisekammer ward durchsucht . . . da war kein Fleisch. Endlich, als ich schon im Begriff stund, wieder anspannen zu lassen, und meinen Hunger bis zur nächsten Station aufsprechen wollte, hatte Monsieur l'Hôte dem Haushunde das Stück Fleisch wieder abgejagt. Er hatte zwar schon auf dem Kehricht ein gut Theil davon verzehrt, da aber noch genug zu ein paar Cetelets à la Maintenon für mich übrig war, so gab ich zu, daß es zubereitet würde, damit er den armen Hund nicht todt prügeln möchte.

Ich

Ich hatte durch das Fenster einen artigen Gärtchen erblickt, und auf die Frage, wie bald das Essen fertig seyn würde? zur Antwort erhalten: dans une heure, Monsieur.

Ist der Garten offen, Herr Wirth?

„Il ne'st pas à moi, mais à un très honnête officier qui loge tout proche de moi; il sera bien aise de votre compagnie. Je vous avertirai aussitot qu'on peut servir.„

„Er gehörte nicht ihm! sondern einem sehr braven Officier, seinem nächsten Nachbar. Meine Gesellschaft würde ihm lieb seyn, und er wollte mirs ansagen, wann angerichtet werden könnte.„

Man brachte mich hin: der Officier mit ehrwürdigen grauen Haaren, empfing mich mit ungemeiner Gefälligkeit und Gesprächigkeit. Ich erfuhr bald von ihm, daß er noch

unter Carl dem zwölften als Volonteur verschiedenen Feldzügen beygewohnt hatte. Wir kamen auf die Chère in meinem Wirthshause; es war ihm bekannt, daß ich nicht viel vorfinden würde, und bat mich, seine Suppe vorlieb zu nehmen; man würde in einer Viertelstunde anrichten. Aus Ueberzeugung, daß ich immer bey seinem Tische sowohl, als seiner Gesellschaft gewinnen müßte: nahm ich seine Höflichkeit mit erkennlichem Danke an; wir waren schon recht gute Freunde, als er ins Haus ging, seinem Bedienten zu sagen, daß er zwey Couverts auflegen sollte. Als ich derweile alleine im Garten herum ging, sah ich ein Blasrohr stehn und den dazu gehörigen Schrott dabey. Ich nahm es in die Hand, und, ohne zielen, schoß ich unter einen Haufen Sperlinge, und traf einen, daß er todt zur Erden fiel; ich nahm ihn eben auf als mein alter freundschaftlicher Officier wieder in den Garten trat.

Was haben Sie da gemacht? mein Herr.

Ich

Ich habe einen Sperling geschossen.

Ich kann den plötzlichen Uebergang von der gefälligsten Freundlichkeit zum heftigsten Unwillen nicht beschreiben. Indessen sagte er nur ganz kalt:

„Das ist sehr übel gethan!„

Ich wollte mich entschuldigen, daß es nur bloß ein Sperling sey: er aber, ohne mich anzuhören, sagte: „Er pfif doch und lebte, und Sie konnten ihn nicht essen.„ Damit ging er mit einem trocknen à Dieu, Monsieur! fort, und ließ mich allein stehen. Voller Unwillen auf mich selbst, und voller Hochachtung für diesen Mann, gieng ich nach meinem Wirthshause. Daß ich, so sehr mich gehungert, eine Mahlzeit verloren, mochte hingehen, denn ich hatte itzt keine Lust zum Essen mehr über: ärger aber wars, daß ich einen so empfindlichen Mann auf mich böse gemacht hatte; und das Aergste war meine

Ueberzeugung, daß er Recht hätte. Was hatte ich für Beruf, unter einen Haufen Sperlinge zu schiessen, für deren Leben der Vater im Himmel eben so wohl sorget, als für das meinige? Ein Mann, der im ofnen Kriege sein Leben so oft gewagt und so manchen Feind erlegt haben mag, hat ein so sanftes gefühlvolles Herz auch gegen geringe unvernünftige Thiere! Yorick, Yorick! was that dir der Sperling?

Abbe=

Abbeville.

Ich setzte mich voller Gedanken an den Tisch, gab dem Haushunde die Cotelets als seine rechtmäßige, itzt besser für ihn zugerichtete Eroberung: bezahlte dem Wirthe, und setzte mich wieder in den Wagen.

Ich wäre gern eingeschlafen, aber meine zu unruhigen Gedanken über den Vorfall, und das ewige Klitsch! Klatsch! des Postillons, liessen mich nicht dazu kommen.

Es scheint, daß in Frankreich die Postillons das ausschliessende Privilegium haben, mit ihren Peitschen zu klatschen, und sie verstehn sich auch so gut darauf, daß sie keines Posthorns bedürfen, um, wie die Postillons anderwärts, zu blasen, wenn sie an eine Station kommen.

Klatsch, klitsch, klatsch!

Und da stehn die Postpferde. . . . Aber halt! der Magen will doch sein Recht haben.

Hier finde ich doch eine gute Ente und ein gut Glas Burgunder. . . . So! nun kann ich fahren, so bald man will.

Boulogne sur Mer.

Sicher, ich glaube, ich bin schon in England, ohne über den Canal gekommen zu seyn! Welch eine Menge von meinen Landsleuten! Was für Vorzügliches hat denn dieser Ort vor allen französischen Seehäfen?

Diese Frage that ich an den Wirth, der ein Irrländer war.

„Daß er so nahe bey England liegt. . . . Schleichhändler, Bankerottirer und dergleichen! . . . Die Gassen wimmeln davon.„

Bezahlen sie richtig?

„Anfangs.„

Und können Sie sich denn überreden lassen, ihnen nachher Credit zu geben?

„Das nicht; aber es kommen so häufig frische Rekruten hier an, welche von ihren

Landsleuten berupft werden, sobald sie anlangen, daß wir es wagen können, ihnen zu trauen, wären die Bankerotte auch noch so häufig.„

Himmel! der Dürftige bestiehlt den Elenden! Oder:

Der seiner Sündenschuld wegen Reisende saugt dem unglücklichen und unschuldigen Reisenden den letzten Blutstropfen aus.

Einen Vorhang vor die Scene! . . . Es beleidigt die Menschlichkeit.

Geschwinde! Postpferde geschaft.

Calais.

Noch einmal.

Aber, mein lieber Mons. Dessein, Sie haben mir da einen Wagen verkauft! .. Doch, es mag darum seyn, ich verzeihe es Ihnen.

„En honneur, Monsieur, j'ai refusé „deux Louis de plus le même jour.„

Wie bescheiden für einen Gastwirth!

Wann gehet das Paquetboot über, Mons. Dessein?

„Ce soir, Monsieur.„

So bestellen Sie mir einen Platz in der Cajüte, und besorgen mir ein paar Flaschen von Ihrem besten Burgunder.

Die See.

Eine todte, todte Stille!

Wie krank ist Mademoiselle Latouche! ... Die See wirkt wie die beste Ipecacuana.

Ich bitte, Mademoiselle, thun Sie sich aus Höflichkeit keinen Zwang an.

„Non, Monsieur, c'est ce que je ne „fais jamais dans des cas pareils.„

Das merk ich . . . aber . . . aber . . . Gut, ich bin noch so eben durchgekommen. Hoho! ich werde ihr kein Compliment mehr machen, ehe wir am Lande sind.

Eine artige Kühlung bringt uns in den Hafen.

Dover.

Ein jeder Reisender, der bis hieher gekommen ist, und hernach für gut befunden hat, Papier zu besudeln, hat diesen Ort beschrieben. Auf diese kann ich also meine Leser verweisen, oder auf den Shakespear, wenn sie eine poetische Beschreibung davon lesen wollen.

„Sir, Sie können mit einem andern Herrn Extrapost gehen, ohne daß es Ihnen höher zu stehen komme, als mit der ordinairen Kutsche.„

So sagte mir mein Wirth in Kings-Head.

Gut, so will ich das thun.

Canteburry.

„Sir, der Weg ist sehr schlecht; ich muß einen Schilling für die Meile haben. Ein Herr kann nicht wohlfeiler Extrapost fahren, und wir verdienen nichts dabey.„

Was? das ist ja ein offenbarer Betrug! Der Herr, wie heißt er? hat mich angeführt; und wenn nur noch irgend Recht in England ist, so will ich mirs verschaffen.

„Das will auch ich, seyn Sie versichert,„ sagte mein Reisegefährte.... Er war ein Jurist.

London.

O mein theurester Eugenius, ich fliege in deine Arme! . . . Laß mich den Besten aller Freunde umfangen!

Wie glücklich bin ich, Dich wieder gesund zu finden! . . . Das Glück ist verschwendrisch gütig gegen mich!

Der Mensch.

Was für eine wunderbare Maschine ist der Mensch! Die Hand der Natur hat sie so zart zusammen gesetzt, daß jedes Element ihre richtige Bewegung verhindern kann. Bald macht die Hitze, daß die Schläge des Herzens zu schnell sind, . . . bald starret jedes Fieber vor Kälte. Wo ist der eigentliche Mittelweg zu finden? Zeigt ihn mir, ihr Philosophen, und ich will auch sagen, Ihr seyd nicht unwissend.

Meine Lebensgeister sinken . . . . Mir schwindelts im Kopfe.

Zu Bette . . . . zu Bette!

Ich kann nicht schlafen . . . ein Buch mag vielleicht unterhalten. Kann ein Buch in dieser Stunde der Schmerzen Vergnügen geben?

Ich will meiner Melancholie nachhängen.

Nach

Nachdem ich in Herveys Betrachtungen gelesen, fiel ich in einen Schlummer, und stufenweise wirkte ein Traum so stark auf mich, daß ich glaubte, ich wäre nicht mehr im Stande der Natur, sondern eine Art von Zuhörer bey einem Gespräche, das meine Seele und mein Körper mit einander hielten; welches ich, da es einen so starken Eindruck auf mich machte, ziemlich wörtlich wiederholen kann.

Ein Traum.

Gespräch zwischen meiner Seele und meinem Körper.

Der Körper.

Nein . . . . niemals, niemals will ich, Seele, Deinem Eigensinne gehorchen. Wie! ich sollte Dir eine Oberherrschaft übergeben, die ich so viele Jahre über Dich geführt habe? Nachdem Du meinen Befehlen so blindlings gehorcht, soll ich mich den Deinigen unterwerfen, welche mir alles das untersagen, was mir Vergnügen macht, und mich zu dem zwingen wollen, was ich so äuserst verabscheue? Das soll nie geschehn! Nie sollst Du das Vergnügen haben, zu finden, daß ich an dem Ende meiner Laufbahn Deine Einfälle zu Regeln meines Willens mache. Wie! . . . ich soll bekennen, so feig bekennen, daß aus meinem Sklaven mein Herr geworden, und soll Deinen Gesetzen folgsam seyn, da Du von Jugend auf nicht den gering=

geringsten Anspruch darauf gemacht hast, sie in Ausübung zu bringen? Undankbare Seele! nachdem Du mit mir die süssesten Vergnügen getheilt hast, soll das Dein Dank seyn, daß Du mir meinen Genuß am Leben verbieten willst, um Dich von Deinen panischen Schrecken zu befreyen? Ist das die Erkenntlichkeit, die ich von Dir zu gewarten habe, daß Du die Wohnung, in welcher Du so lange Jahre Deinen Aufenthalt gehabt hast, zu zerstören, und die Miethe mit Seufzern, Thränen, Einsamkeit, Kasteyungen, Verachtung, und kurz, mit Leiden an jedem meiner empfindlichen Theile, abzutragen gedenkest? Nein! . . . ich will mich Dir mit aller Macht widersetzen, und will, wie ich gewohnt bin, der Befriedigung meiner Sinnen nachgehen, Trotz! Dir und Deiner Mysanthropie. Aber, ach . . . meine Seele erscheint, . . . und ich muß hören, ich mag wollen oder nicht.

Die Seele.

Du elender Klumpen! Erdenkloß! Speise der Würmer! Höhle der Schlangen, und Wohnung der Kröten! Du wagest es, den Gesetzen zu widerstreben, welche ich Dir, die kurze Zeit, die wir noch zusammen bleiben werden, vorschreibe, nachdem ich Dir, durch eine unglückliche Gefälligkeit, in einer so langen, so langen Zeit, bey allem nachgesehen habe, was Deine schändlichen Begierden nur heischten. Was ist grösser, Dein Verbrechen, oder Deine Undankbarkeit? Du versagst mir itzt einige wenige Thränen, da ich Dir in einer solchen Reihe von Jahren so unzählige Vergnügen verschaft habe. Aber ach! Eitel und eingebildet ist alle irrdische Glückseeligkeit! Kannst Du nach so vielen Freuden mir einige Seufzer versagen, eine fruchtbare Einsamkeit nach einem so langen und eitlen Umgange mit der Welt, einige Kasteyungen nach Myriaden von so vergänglichen Ergötzungen, einige Demüthigungen nach so vielem Stolze, kurz, einen Zustand der Reue, so

kurz, als unsre Vereinigung noch dauren wird, nach so vielen Jahren eines eitlen oder strafbaren Genusses, von dem ich eines Tages vor dem Stuhle des höchsten Richters Rechenschaft geben muß?

Du verachtungswürdiger Empörer! Du blindes Gefäß von Thon und Erde! Dein Ungehorsam macht Dich meiner Fürsorge so unwürdig, als ich solches der Barmherzigkeit bin, weil ich bisher so unbesonnen partheilig für Dich gewesen. Aber nun sind meine Augen aufgethan: ich erkenne die unumschränkte Gewalt, die ich über Dich hätte haben sollen, und will sie hinführo ausüben. Widersetze Dich also nicht länger meinen Befehlen; und erwarte weiter in dieser Welt nichts als Betrübniß von mir. Ich gebiete Dir, Dich mit Gedult den härtesten Leiden dieses Lebens zu unterwerfen, da Du Deiner Natur nach es nicht mit Vergnügen thun kannst. Könnte ich doch durch Deine Thränen die Flecken Deiner vergangenen Thaten weg-

waschen! . . . Möchte doch Deine itzige Demüthigung das Andenken Deines vorigen Stolzes auslöschen. Hast Du nicht Schaden in der Welt gestiftet? was für eine Ersetzung kannst Du darbieten? Deine Predigten? Wer lieset sie? . . . und läse sie die ganze Welt, und wären es die besten, können sie die Folgen eines gegebnen Aergernisses aufheben?

Wachend.

Hier entstund ein Lermen in der Gasse, welches mich aufweckte, und ich war froh, daß dieses nur ein Traum gewesen; gleichwohl arbeitete er so stark auf mein Gemüth, daß solches meine Schwachheit sehr vergrösserte, und ich es kaum aushalten konnte, daran zu denken.

Ich sah, nur zu deutlich sah ichs ein, daß meine Seele selbst im Schlafe Recht hatte. Wie wenig Ursach hab' ich, mit mir selbst zufrieden zu seyn. . . . Wie unrichtig hab' ich nicht die Talente angewendet, die die Natur zu höherem Gebrauche bestimmte! . . . Wie viel unnütz beschriebnes Papier!

O mein Gehirn, Eugenius! mein Gehirn!

† † †

Und er ist nicht mehr!

Er ist dahin, sein muntrer Geist, von unerschöpflichen Einfällen! Sein Herz voll sanften menschenfreundlichen Gefühls! Sein Verstand, der die Thorheit des lächerlichen belächelte, und unterdrücktes Verdienst beschützte! Alles ist dahin für uns!

Der unbekannte Freund vereint sich mit dem, der Dich kannte, zollt Dir eine zärtliche Thräne, oder seufzt bey dem Gedanken Deines Grabes:

Ach, der gute Yorick!

Ende des vierten und letzten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ernst Otto Norden

Ernst Otto Nodnagel

Mangeln

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sterne, Laurence, 1713-1768

Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien Aus dem Englischen ü bersetzt

Bd.: Vierter Band.

Hamburg und Bremen 1772

40.6850-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702478-3
VD18 90774841